

RHEINROHR

— Werkmäner an Rhein und Ruhr



UNSERE GEMEINSCHAFT IN WORT UND BILD · HEFT 10 MÄRZ/APRIL 1955

Sie lesen auf Seite:

- 2 Was die Redaktion zur zehnten Ausgabe zu sagen hat.
- 3 Wir sind „im Bilde“ über die wichtigsten Ereignisse.
- 4 „Die freie Aussprache“ — Zuschriften von Belegschaftsmitgliedern.
- 5 Stellung der deutschen Stahlindustrie in der Stahlwirtschaft der Welt.
- 6 Studenten wollten sehr viel wissen.
- 7 Eine Diskussion mit leitenden Männern unseres Unternehmens.
- 8 Ein Werte-ABC als Werters Leiden betrachtet.
- 9 Eine Werksführung für alle Leserinnen und Leser.
- 10 Elektroden halten Schritt mit der technischen Entwicklung.
- 11 Hilft Kobalt 60 nur zerstören?
- 12 VRB-Stahlrohrleitungen bewähren sich im Bergbaubereich.
- 13 Als Komiker in Herstelle besonders dekoriert.
- 14 Seit 20 Jahren das erste Mal wieder in Leipzig.
- 15 Rheinrohr und Phoenix stellten gemeinsam aus.
- 16 W. Rühl: Die wirtschaftliche Lage unseres Unternehmens.
- 17 Die Unfallkurve senkte sich 1954.
- 18 Steckenpferde am Start und losgelassen.
- 19 Wenn Petrus schönes Wetter schickt ...
- 20 Zahlen Sie zuviel Steuern?
- 21 Walter und Edith bauten sich in Mülheim eine neue Existenz auf.
- 22 Mit der Rheinrohr-Brille betrachtet — Etwas zum Lachen.
- 23 50 und 40 Jahre bei Rheinrohr — Nachrichten aus dem Werk.
- 24 Nach 5 Jahren sah Stocher Hubert Oberdieck seinen Sohn in den USA wieder.
- 25 Und noch: Kritik und Selbstkritik.
- 26 Höllenlärm macht ihnen nichts aus.
- 27 Aktuelle Bilder — von Monat zu Monat festgehalten.
- 28 Das Gewinde wird hier genau geprüft.

Liebe Leserin und lieber Leser!

Ganz besonders hartnäckig hat der Winter in diesem Jahre seinen Platz behauptet. Regen, Wind und Kälte fegten uns noch bis in den späten April fast täglich um die Ohren. „Morgen aber schon kann der Frühling mit aller Pracht seinen Einzug halten“, so sagten wir oft und hoffen es auch. Und mit Recht ist es das Gespräch über das Frühjahrswetter, das zur Zeit die Menschen am stärksten bewegt. Die starre Macht des Winters hat der Frühling gebrochen und in Wasser aufgelöst. Kalendermäßig herrscht er schon seit dem 21. März, aber er vermochte es diesmal nicht, mit der Tag-

und Nachtgleiche uns auch zugleich den Sonnenschein und das Grünen und Blühen zu bringen. Aber in jedem Körper macht er sich bemerkbar und kündigt auf mancherlei Art an, daß er schon da ist. Man möchte oft „aus der Haut fahren“ und sich ein anderes Fell zulegen wie die Tiere, die sich seit Wochen haaren. Wir alle sind in einer Frühjahrskrise, und in uns und um uns tut sich auch in unserem Rheinrohr-Bereich manch Neues, was den einen freut und den anderen reut, wie das immer in Übergangszeiten zu sein pflegt. Die Gespräche über die Fusion mit Phoenix klingen auf und klingen ab. Die damit verbundenen Aussichten auf eine erfolgreichere Konkurrenzfähigkeit mit anderen Werken auf dem Wirtschaftsmarkt stimmen alle froh; denn jeder verspricht sich Vorteile davon. E. G.

Mit der Sonne beginnt das Spiel auf den Straßen. Die rollende Kugel als Murre oder Knicker ist der Einsatz im Glücksspiel der Kleinen



HERAUSGEBER:
RHEINISCHE RÖHRENWERKE AG.
Mülheim (Ruhr) • Engelbertsstraße 108
Verantwortlich: Direktor Karl Schiewerling
Redaktion: Eduard Gerlach, Hauptverwaltung
Mülheim, Telefon 44 34, Apparat 48 40
Druck: A. Bagel, Düsseldorf • Klischees:
Fröbus, Köln, und Vignold, Essen
Auflage: 20 000 Exemplare

Umschlagsaufnahmen Wolff & Tritschler
1. Aufl. Rössing, 2. Aufl. Mucke, Leipzig



UNSER TITELBILD
Der Mensch und der Stahl

zeigt eine 70 t-Pfanne in unserem Siemens-Martin-Stahlwerk in Mülheim kurz nach dem Abstieg des Ofens, der von einem Facharbeiter laufend überwacht werden muß.

Kurz - interessant

Auf der Internat. Mailänder Messe vom 12. bis 28. April stellte Rheinrohr in Verbindung mit der Badischen Anilin- und Sodafabrik einige 12 m lange gewickelte Hochdruckbehälter für 325 Atmosphären sowie plattierte Teile aus.

Eine Beihilfe in Höhe von 35 DM gewährte die Werksleitung ihren Belegschaftsmitgliedern für jedes Kind, das in diesem Jahr konfirmiert wird, zur ersten hl. Kommunion geht oder zu Ostern aus der Schule kam, sofern nicht schon früher solche Beihilfen bezogen wurden.

Rund ein Viertel der Belegschaft des Werkes Dinslaken nahm am 4. April an einer Blutspendeaktion des Deutschen Roten Kreuzes teil. 91 Betriebsangehörige ließen sich Blut entnehmen. Es wird beim DRK in Düsseldorf konserviert und steht im Bedarfsfalle jederzeit zur Verfügung.

Ca. 3,9 Mill. DM konnten im vergangenen Jahr als Weihnachtsgeld an die Belegschaft ausgezahlt werden.

Einkauf und Rechnungsprüfstelle sind mit 56 Angestellten am 1. April vorübergehend nach Düsseldorf verlegt worden.

Abdul Kadri Edris aus Djeddah, der Vertraute des Kronprinzen Feisal von Saudi Arabien, besuchte am 30. März unser Werk Mülheim. In seiner Begleitung befanden sich deutsche Exporteure und der Vertrauensmann der saudiarabischen Regierung. Der Besucher interessierte sich für das größte kontinentale Röhrenwerk, weil in seiner Heimat eine Öl- und eine Wasserleitung von mehr als 1000 km Länge gebaut werden sollen. Den eindrucksvollsten Eindruck der über zweistündigen Führung hinterließ die Leistung der Fretz-Moon-Straße III, die in der Lage wäre, täglich eine Röhrenleitung zu produzieren, die von Mekka nach Medina reicht.

In einer Sonderbeilage veröffentlichen wir für alle Werksangehörigen die Ergebnisse der Betriebsratswahlen in allen Betrieben unseres Unternehmens, die am 24. April 1955 abgeschlossen wurden.

Ein Dampfer der neuen deutschen Fracht- und Passagier-Schiff-
fahrtslinien, die 9600 BRT große „Lichtensfels“, wurde mit Rhein-
rohr-Schwergewichtsmasten für 120 t Tragfähigkeit ausgestattet

Wir sind

» im Bilde «



Direktor Ernst Wolf Mommsen (links) führte auf der Frühjahrsmesse in Leipzig die Verhand-
lungen mit den maßgeblichen Wirtschaftsstellen. Die Rheinische Röhrenwerke AG. hatte hier
mit der Hüttenwerke Phoenix AG. gemeinsam einen repräsentativen Ausstellungsstand errichtet

30 Journalisten der Wirtschaftspublizistischen Vereinigung besichtigten am
14. März mit ihrem Vorsitzenden Dr. Pudor unser Mülheimer Werk und
hatten anschließend einen Gedankenaustausch mit Mitgliedern des Vorstandes



VORSCHLAGSWESEN WIRD HIER KRITISIERT

Wir veröffentlichen nachstehend eine Auswahl aus den Zuschriften, die uns zu dem Thema „Die Bewertung der betrieblichen Verbesserungsvorschläge wird hiermit in Diskussion gestellt“ zugegangen sind. In der nächsten Ausgabe der Werkzeitung werden weitere Zuschriften zu diesem Thema veröffentlicht.

Das Vorschlagswesen stellt nur einen Ausschnitt aus einer verständnisvollen Mitarbeit zwischen Betriebsangehörigen und Unternehmensleitung dar und kann meines Erachtens auch nur in diesem Gesamtrahmen betrachtet werden. Die produktivitätssteigernde Wirkung eines guten Betriebsklimas wird heute wohl von keiner einsichtigen Betriebsleitung mehr bestritten. Von der Erkenntnis bis zur Verwirklichung ist allerdings ein weiter Weg, dem sich manche Hindernisse entgegenstellen. Oft sind es nur Kleinigkeiten. So stellt eine vor kurzem von Professor Hockernheim in mehreren uns ähnlich gelagerten Werken durchgeführte Untersuchung folgende Punkte als besonders hindernd heraus: 1. rauhes Verhältnis zu den Vorgesetzten, 2. schlechter Kontakt zu den Vorgesetzten und 3. Bevorzugung und ungerechte Behandlung.

Das Vorschlagswesen wird in seiner Durchführung manchmal geradezu abschreckend gehandhabt. So ist es vorgekommen, daß ein Betriebsangehöriger, dessen Vorschlag von der Direktion mit 50 DM prämiert worden war, von seinem direkten Vorgesetzten eine abfällige Bemerkung einstecken mußte, die ihn hart traf, obwohl sie vielleicht nur aus dem Augenblick einer Verstimmung heraus geboren war. Durch solche Vorfälle wird das Vorschlagswesen leicht in Mißkredit gebracht, und die Mitarbeiter werden abgeschreckt, weitere Vorschläge einzureichen. Um ähnlichen Mißgriffen vorzubeugen und zum Ausbau des Vorschlagswesens würde ich folgende Art, die ich im Verlauf meiner privaten betriebswirtschaftlichen Studien in einem Hüttenwerk kennenlernte, vorschlagen: Abgabe der Vorschläge direkt ans Vorschlagsbüro, das notfalls auch für Anfertigung von Skizzen und die Formulierung des Vorschlags zur Verfügung steht; Prüfung des Vorschlags durch eine Kommission, der der Name des Vorschlagenden vorenthalten wird, um die Unbefangenheit der Mitglieder zu wahren; Mitteilung des Entscheides direkt an den Einsender. Wird ein Vorschlag zur Durchführung gebracht, so wird er mit der Hälfte der dadurch eingesparten Jahressumme prämiert.

★

M. P., Mülheim

Meinen Erfahrungen nach ist die Einreichung eines Verbesserungsvorschlages viel zu umständlich und bürokratisch, und das hält manchen der Arbeiter ab, eine vielleicht wirklich gute Sache einzureichen. Mein Vorschlag zur Vereinfachung des Verbesserungswesens ist folgender:

1. Ein Vorschlag muß ernsthaft bewertet und geprüft werden, auch wenn er zur Not auf ein Stück Zementtüte geschrieben ist, denn die Ideen zu einer Verbesserung werden wohl meistens im Betrieb geboren.
2. Die finanzielle Bewertung muß reell und steuerfrei erfolgen, um dem Mann im Betrieb die Sache interessant zu machen. Es gehört ja schließlich nicht zum Aufgabenbereich des Arbeiters, Verbesserungen oder Erfindungen zu machen.
3. Das Vorschlagswesen würde am besten noch zusätzlich von einem jungen, interessierten Ingenieur besonders betreut.
4. Dieser Ingenieur hätte sich nach Eingang des Vorschlages mit dem Einsender im Betrieb in Verbindung zu setzen, um sich an Ort und Stelle von der Art und Möglichkeit der Anwendung des Vorschlags zu überzeugen.
5. Nach dieser Rücksprache, die gleichzeitig mit dem zuständigen Betriebsleiter zu erfolgen hätte, müßten die Vorschläge monatlich von einer Kommission, bestehend aus einem Herrn der Direktion, dem sachbearbeitenden Ingenieur, einem Betriebsratsmitglied sowie zwei technisch begabten Einsendern von Vorschlägen, geprüft und bewertet werden. Aus dieser gemeinsamen Zusammenarbeit ließe sich meiner Ansicht nach ein weitaus größerer Vorteil für die Firma wie auch den Vorschlagenden erzielen, als es bisher der Fall war.

H. H., Mülheim

★

Ich bin jetzt genau fünf Jahre in der Bohrrohdreherei des Werkes Lierenfeld als Reparaturschlosser beschäftigt und habe da als gelernter Maschinenschlosser so meine Erfahrungen gesammelt. Jeder gelernte Schlosser unserer Reparaturwerkstatt, etwa sechs bis acht Mann, ist Spezialist in irgendeiner Arbeit. Ideen und Verbesserungsvorschläge werden bei uns nur selten dem Meister vorgebracht. Hat zum Beispiel ein Kollege der Kluppenabteilung irgendwelche Mängel an seiner Bank festgestellt oder hat er eine Idee, eine Vorrichtung zu verbessern, dann geht er zu unserem Vorarbeiter; der wieder schickt einen

Die freie Aussprache

Zuschriften aus der Belegschaft an die Redaktion

Schlosser, um sich die Sache anzusehen. Ich selbst gehe dann oft hin. Von da an bleibt es mir überlassen, wie die Vorrichtung angebracht wird oder was da zu machen ist. Ich könnte jetzt auch sagen: Das ist nicht meine Arbeit; wofür gibt es denn ein Konstruktionsbüro, oder was tun denn die Werksingenieure? So haben wir im Laufe der Jahre so manche Verbesserung geschaffen, teils aus eigener Initiative, teils durch Anregung anderer Kollegen. Vor Jahren hatte zum Beispiel ein Kollege die Idee eines Rohrunterstützungsbockes zum Herunterklappen, bedient durch Zugstange; ich hatte sie gebaut. Ein anderer Kollege konnte durch die Kontrollfenster der Prüfpresse für Rohre (1000 atü) durch Anlaufen der Glasscheibe nichts mehr erkennen. Dafür hatte ich einen Scheibenwischer konstruiert, welcher in einer 120 mm dicken Betonwand eingebaut ist und von außen bedient werden kann . . . Dies waren nur einige Beispiele. Mit einer Verbesserungs-idee zum Betriebsleiter laufen kann nicht so schwer sein, als diese Idee selbst am zweckmäßigsten auszuwerten und die Vorrichtung selbst zu bauen, wenn es auch keine Prämie dafür gibt. — Außerdem fehlt für so manche kleine, aber oft notwendige Verbesserung die Zeit oder das Verständnis des Vorgesetzten.

K. B., Düsseldorf

★

. . . Für den relativ geringen Prozentsatz der bei uns eingereichten Verbesserungsvorschläge gibt es meiner Meinung nach folgende Gründe: Da besteht zunächst einmal die sogenannte „Betriebsblindheit“. Belegschaftsmitglieder, die in einem Betrieb groß geworden sind, sehen oft, weil das alles immer so gewesen ist, den Wald vor lauter Bäumen nicht. Dann gibt es aber auch eine Menge vorgefaßter Meinungen, die sich gegen Verbesserungen richten. So hört man beispielsweise oft, daß durch rationellere Arbeitsmethoden und Verbesserungen der technischen Einrichtungen den Kollegen Arbeitsplätze fortgenommen werden. . . . Durch Verbesserungen wird niemand brotlos gemacht. Es kann höchstens eine Verlagerung stattfinden und den Menschen . . . eine Arbeit zugewiesen werden, die ihrem Wesen gemäßer ist . . .

Ein anderer oft gehörter Einwand ist auch der, daß nach einem neuen Arbeitsverfahren schwieriger gearbeitet werden kann als nach der alten Methode. Subjektiv gesehen stimmt das. Aber objektiv kann man meines Erachtens beide Verfahren nur vergleichen, wenn das neue wirklich so beherrscht wird wie das alte. Bei den Vorgesetzten stoßen eingereichte Vorschläge manchmal auf wenig Gegenliebe. Es gibt nämlich Meister, die glauben, daß auf sie ein schlechtes Licht fällt, wenn in ihrer Meisterei viele Verbesserungsvorschläge eingehen, weil die übergeordneten Stellen dann annehmen müßten, daß in dem Betrieb etwas nicht in Ordnung sei. Ich meine vielmehr, daß dies nur als ein besonderes Vertrauensverhältnis ausgelegt werden kann, das zwischen diesem Meister und seinen Leuten besteht . . .

Was die Versteuerung der Prämie anbetrifft, so möchte ich dazu fragen: Wäre es unangebracht, die Werksleitung zu bitten, hier einen Ausweg zu schaffen? Eine Lösung könnte darin bestehen, daß das Werk die einzuhaltende Lohnsteuer selbst übernehmen würde, so daß einem Empfänger einer Prämie der Betrag in voller Höhe zugute kommen könnte.

J. B., Mülheim

Die Stellung der deutschen Stahlindustrie in der Stahlwirtschaft der Welt

VON ERNST WOLF MOMMSEN

Bereits in den nächsten Monaten wird die endgültige Entscheidung über den Zusammenschluß unseres Werkes mit der Hüttenwerke Phoenix AG. fallen. Damit würde unsere Werksgruppe mit einer Kapazität von über 2 Mill. t im Jahr zum zweitgrößten Rohstahlerzeuger und zu einem der wichtigsten Walzstuhl- und Röhrenherzeuger in der Bundesrepublik werden. Es liegt deshalb nahe, sich einmal Gedanken über die Stellung der deutschen Stahlindustrie — und damit auch unseres Werkes — in der Stahlwirtschaft der Welt zu machen. Die Erzeugung der wichtigsten Rohstahlproduzenten entwickelte sich von 1952 bis 1954 wie folgt (in Mill. t):

Jahr	USA	Ostblock	Montanunion	Großbrit.	Japan
1952	84,5	47,3	41,8	16,7	7,0
1953	101,2	53,8	39,7	17,9	7,7
1954	80,1	57,0	43,8	18,8	7,9

Zeigen diese Zahlen schon den überragenden Anteil, den die USA an der Weltrohstahlerzeugung haben, so wird die Überlegenheit dieses Landes gegenüber der Montanunion, Großbritannien und dem Ostblock noch deutlicher aus dem Rohstahlverbrauch pro Kopf der Bevölkerung, der für die USA 663 kg, Großbritannien 393, die Bundesrepublik 324, Belgien-Luxemburg 338 und Frankreich 222 kg pro Jahr beträgt.

Ein ähnliches Verhältnis ergibt sich, wenn man das Sozialprodukt der einzelnen Länder vergleicht. In den USA beträgt es rd. 288 Mrd. Dollar, in den Montanunionen zusammen rd. 83 Mrd. Dollar. Hierbei ist zu beachten, daß die USA etwa die gleiche Einwohnerzahl wie die Montanunionen zusammen haben, die USA jedoch nur 66 Millionen Beschäftigte gegenüber 74 Millionen Beschäftigten in der Montanunion zählen. Amerika erreicht also bei niedrigerer Beschäftigtenzahl und gleicher Einwohnerzahl ein dreimal so hohes Sozialprodukt wie die Montanunionen zusammen. Hieraus wird deutlich, welcher hoher Grad der Rationalisierung und Mechanisierung bereits vorliegt. In diesem Zusammenhang ist sehr bedeutsam, daß die hohe Stahlerzeugung in den USA von viel weniger Arbeitern erzielt wird als die nur etwa die Hälfte ausmachende Stahlerzeugung in der Montanunion.

Zur nachstehend aufgezeigten Entwicklung der Rohstahlerzeugung in der Montanunion, welche zunächst auf Grund der starken Erhöhung der deutschen Erzeugung in 1954 für

Jahr	Montanunion	Bundesrepublik	Saargebiet	Frankreich	Belgien	Luxemburg	Niederlande	Italien
1952	41,8	15,3	2,8	10,9	5,1	3,0	0,7	3,5
1953	39,7	15,4	2,7	10,0	4,5	2,7	0,9	3,5
1954	43,8	17,5	2,8	10,6	5,0	2,9	0,9	4,2

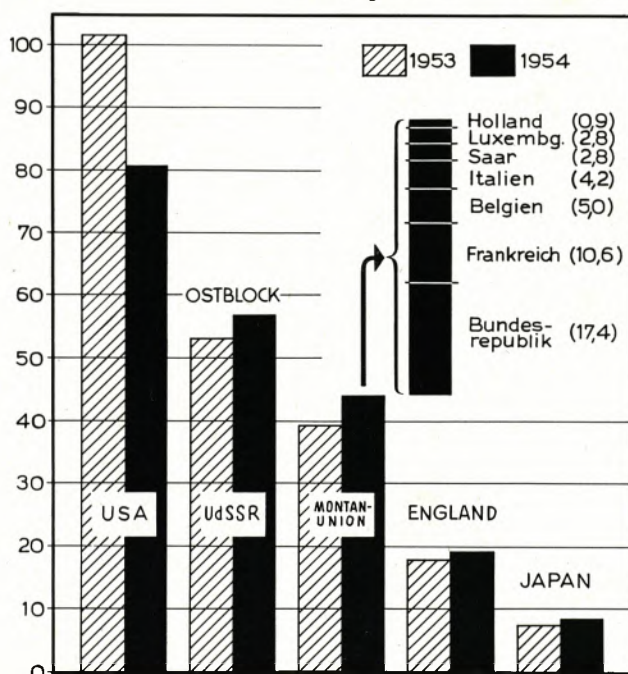
die Bundesrepublik sehr günstig erscheint, muß erwähnt werden, daß Westdeutschland mit 17,5 Mill. t gerade erst die Vorkriegserzeugung überschritten hat, während zum Beispiel Frankreich mit einer Rohstahlerzeugung von 10 bis 11 Mill. t bereits um etwa 3 Mill. t über seiner Vorkriegserzeugung liegt. Diese Nachkriegsentwicklung in Frankreich ist nur mit Hilfe umfangreicher Investitionen aus Marshallplanmitteln möglich gewesen, welche der französischen Stahlindustrie einen Investitions- und Rationalisierungsvorsprung gegenüber der westdeutschen Stahlindustrie gaben, da letztere erst ab 1949 die ersten Investitionen vornehmen durfte. Die Entwicklung der Erzeugung in den anderen Rohstahlerzeugerländern und die Situation in der Montanunion zeigen, daß in der deutschen Stahlindustrie noch viel getan werden muß, wenn der Investitions- und Modernisierungsvorsprung der anderen Länder aufgeholt und sie wettbewerbsfähig bleiben soll.

Die Notwendigkeit zur Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit ergibt sich auch daraus, daß die Stahlindustrien in den Montanunionenländern viel stärker vom Außenhandel mit Eisen und Stahl abhängig sind als zum Beispiel die Stahlerzeugung in den USA und den Ostblockstaaten. Während Amerika nur 4 bis 5% seiner Eisen- und Stahlerzeugung exportiert und in den Ostblockstaaten eine Nachfrage vorhanden ist, welche die Erzeugung erheblich übersteigt, müssen von der gegenwärtigen Erzeugung der Montanunionenländer 20 bis 30% exportiert werden. Hieraus ergibt sich, daß die Stahlwirtschaft in der Montanunion in starkem Umfange von der Konjunktur auf dem Weltmarkt abhängig ist, während die USA auf diesem Gebiete von Exporten weitgehend unabhängig sind, da sie von der Weltkonjunktur kaum berührt werden. Diese Abhängigkeit der westeuropäischen Stahlindustrie von der Konjunktur auf dem Weltmarkt sollte auch bei der gegenwärtigen guten konjunkturellen Lage nicht übersehen werden.

Die Bedeutung der westdeutschen Stahlindustrie innerhalb der gesamten Wirtschaft der Bundesrepublik und die große Zahl der in der Stahlindustrie und in der von ihr abhängigen Industrie Beschäftigten legen den für die zukünftige Entwicklung dieser Industrie verantwortlichen Männern und Organisationen eine große Verantwortung auf. Mit Rücksicht auf die Zusammenballung der Stahlindustrie und des Kohlenbergbaues im Ruhrrevier hat jeder wirtschaftliche Rückschlag besondere Bedeutung für dieses Gebiet mit den eng zusammenwohnenden Menschen. Dies zwingt zur Durchführung aller Maßnahmen, die ungünstige Konjunktureinwirkungen und Absatzrückgänge infolge mangelnder Konkurrenzfähigkeit verhindern können. Die hier zu treffenden Maßnahmen erfordern Weitblick, Mut, Tatkraft und Sparsamkeit von allen verantwortlich in der Stahlindustrie stehenden Männern.

Nicht zuletzt aus diesem Grunde erschien es dringend notwendig, alle Wege zur Modernisierung, Rationalisierung und Verringerung der Produktionskosten ohne Zögern zu beschreiten. Diesem Zwecke dient auch der Zusammenschluß der Rheinischen Röhrenwerke mit den Hüttenwerken Phoenix. Das entstehende Gesamtunternehmen wird in seiner verstärkten Wettbewerbskraft allen in ihm arbeitenden und von ihm abhängigen Menschen zusätzliche Sicherheit bieten.

Die Stahlproduktion der Welt in Mill. t



100 Kölner Studenten wollten sehr viel wissen

*Eine Diskussion mit leitenden Männern unseres Unternehmens
nach einer Besichtigung der Mülheimer Werksanlagen*

Wie wir bereits in der letzten Ausgabe unserer Werkzeugzeitung berichteten, besichtigten hundert Studenten der Kölner Universität mit Professor Dr. Ellscheid unser Mülheimer Werk, um anschließend in einigen Stunden der Diskussion mit leitenden Männern wichtige Fragen zu klären.

*

Student: Wie verhält sich bei Rheinrohr die Zahl der Angestellten zu der der Arbeiter?

Schiewerling: Auf 6,8 Arbeiter kommt bei Rheinrohr 1 Angestellter. Bei Hüttenwerken rechnete man früher durchschnittlich mit 10 Arbeitern auf 1 Angestellten. Aber durch die technische Vervollkommenheit und die starke Weiterverarbeitung hat sich das Verhältnis geändert. Das ist durchschnittlich bei allen verarbeitenden Werken der Fall. Bei den reinen Hüttenwerken besteht auch heute noch ein Verhältnis von 1 : 8 bis 1 : 10.

Mommssen: Die Röhrenwerke sind nicht typisch für die Eisenindustrie. Der Röhrenabsatz unterscheidet sich vom normalen Stahlabsatz (Stabstahl, Bleche, Träger, Schienen usw.) durch einen sehr viel größeren Kundenkreis. Der sogenannte Walzstahl wird fast ausschließlich über den Handel abgesetzt. In Deutschland gibt es etwa 130 Großhändler, die direkt vom Werk kaufen können. Bei Rohren, vor allem bei Qualitätsrohren und Rohrerzeugnissen, wirkt der Verkauf jedoch bis in die Kleinstverbraucherkanäle. Daher ist die Zahl der kaufmännischen Angestellten hier auch größer als sonst in der Eisenindustrie.

*

Student: Wie arbeitet die Patentabteilung?

Dr. Ellscheid: Eine eigene Patentabteilung gibt es bei Rheinrohr nicht. Die Patentangelegenheiten wurden früher, als Rheinrohr noch zur Vereinigte Stahlwerke AG. gehörte, zentral bearbeitet. Das ist auch beibehalten worden.

Dr. Hofmeier: Die Röhrenwerke maßen den Patentanmeldungen immer eine große Bedeutung bei. Bei der VSt AG. haben die Röhrenwerke früher etwa 66 % der gesamten Patente angemeldet. Von den 200 000 Belegschaftsmitgliedern der VSt AG. waren nur 15 000 bei den Röhrenwerken beschäftigt. Wenn man das bedenkt, so kann man ermessen, daß die Zahl der Patentanmeldungen von den Rohrleuten schon damals unverhältnismäßig groß war.

Student: Ist die Fusion Rheinrohr—Phoenix ein Einzelfall, oder kommt es in der gesamten Schwerindustrie wieder zur Konzernbildung?

Georgen: Zu diesen Fragen möchte ich bemerken: Warum schließt man sich zusammen? Bestimmt nicht aus Spaß oder, wie die Alliierten sagten, aus Machthunger, sondern weil man in der Produktion billiger sein will, weil man konkurrenzfähig bleiben möchte, besonders unter Berücksichtigung der Tatsache, daß es nach Gründung der Montanunion keine Zollschranken mehr gibt.

Bei einer Fusion treten immer Personalfragen auf. Der Vorstand der ehemaligen VSt AG. bestand seinerzeit nach dem

Zusammenschluß aus 70 oder 80 Mitgliedern. Wir werden bestimmt weniger haben. Aber alle diese Fragen erledigen und lösen sich meist ganz von selbst, denn in der Industrie arbeitet man sich nicht einen Posten und sitzt darauf, sondern man muß täglich beweisen, daß man ihn auch behaupten kann.

Zum Thema Fusion und Konzernbildung im allgemeinen möchte ich sagen: Die Entwicklung in dieser Richtung ist bei vielen anderen Unternehmungen bereits abgeschlossen. Es gibt Unternehmen, die von vornherein bei weitem nicht so stark zerschlagen wurden wie die VSt AG. Betrachten Sie dies bitte nicht nur von der deutschen Seite her, sondern auch von der Montanunion aus. In Frankreich und Belgien ist es schon zu großen Zusammenschlüssen gekommen. Dies geschah im Interesse der Senkung der Kosten und der Erhaltung der Konkurrenzfähigkeit und damit der Erhaltung der Unternehmen und der Arbeitsplätze für die Beschäftigten.

*

Student: Inwieweit sind Verschmelzungen heute schon wieder möglich? Auf der einen Seite liquidiert man Unternehmungen, und auf der anderen Seite schließen sich diese schon wieder zusammen.

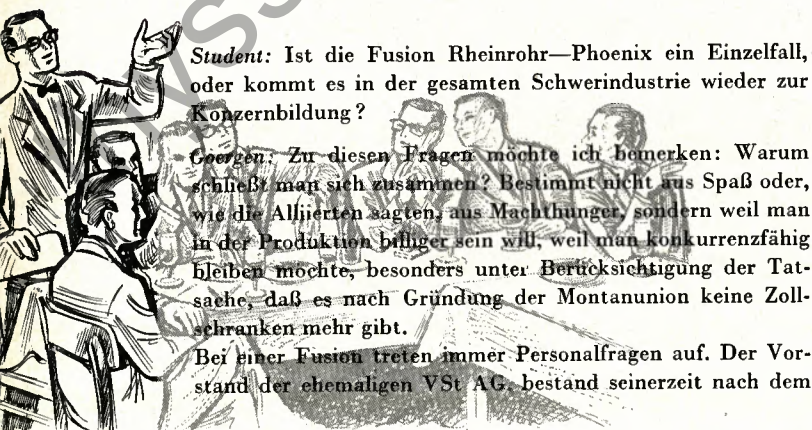
Dr. Ellscheid: Formell ist die Liquidation der VSt AG. noch nicht abgeschlossen. Die Werke sind aber schon auf sich selbst gestellt. Der Aktienumtausch ist zum Teil schon beendet. Die alliierten Entflechtungsbestimmungen besagen: Es ist verboten, Querverbindungen zwischen einzelnen selbständigen Gesellschaften einzugehen, die aus dem VSt-Komplex hervorgegangen sind. Nicht ausdrücklich untersagt ist jedoch die Fusion selbständiger Unternehmen. Aus den Festlegungen der Stahlreuhändlervereinigung, aus dem Notenwechsel zwischen dem Bundeskanzler und den Alliierten Hohen Kommissionen kann abgeleitet werden, daß die Fusion der Beurteilung der Hohen Behörde vorbehalten wurde. Der Bundeskanzler hat hierbei nur den offiziellen Vorbehalt gemacht, daß Maßnahmen, mit denen die deutsche Regierung nicht einverstanden ist, von der Ebene der Montanunion aus, wenn diese errichtet ist, nachgeholt werden müssen. Das trifft bei Rheinrohr und Phoenix zu.

*

Student: Wie steht die Fusion zum Kartellgesetz?

Dr. Ellscheid: Die Fusion schafft ein Einheitsunternehmen. Ein Kartell dagegen ist eine Querverbindung zwischen mehreren selbständigen Unternehmen.

Mommssen: Wenn sich sämtliche Eisenunternehmen zusammenschließen würden, um einheitliche Preise festzulegen oder den Verkauf gemeinsam durchzuführen, dann wäre dies ein Kartell. Der Zusammenschluß von zwei Unternehmungen zu einem Unternehmen, also eine Fusion, hat nichts mit dem Kartellbegriff zu tun. Lediglich unter dem Gesichtspunkt der eventuellen Marktbeherrschung kann ein derartiger Zusammenschluß unter die Genehmigungspflicht des Montanvertrages fallen. Man muß bei derartigen Zusammenschlüssen aber die Wettbewerbsnotwendigkeit zu anderen Ländern im Auge behalten. In den USA beträgt z. B. die jährliche Kapazität des



größten Unternehmens der Eisenindustrie, der US Steel Corporation, rd. 40 Mill. t Stahl. Das ist etwa soviel wie die Produktion der gesamten Stahlindustrie der Montanunion im Jahre 1954. 120 Rohstahlerzeuger produzierten in Deutschland im Jahre 1954 nur 17,5 Mill. t. In den USA sind an der Produktion von 80 Mill. t nur 12 Unternehmen beteiligt.

Das Bestreben, sich zu großen rationellen Einheiten zusammenzuschließen, das im Augenblick in Deutschland nach der Entflechtung im Vordergrund aller Überlegungen steht (siehe Mannesmann, Hoesch, Klöckner, Rheinrohr-Phoenix usw.), ist in vielen anderen Ländern schon lange beendet. Im Osten existiert praktisch sogar nur ein Produzent, der Staat, der international konkurriert. Wenn wir uns diese Entwicklung auch nicht herbeiwünschen, so kommen wir aber an der Entwicklung zu wirklich rationell arbeitenden Großbetrieben mit breitem Fabrikationsprogramm, wie es z. B. Phoenix-Rheinrohr nach dem Zusammenschluß haben werden, nicht vorbei.

*

Student: In welcher Form soll die Fusion vor sich gehen?

Dr. Ellscheid: Das aufnehmende Unternehmen wird sein Kapital erhöhen, um an die Aktionäre des alten Unternehmens Aktien auszugeben. Es wird ein Vorstand und ein Aufsichtsrat gebildet werden. Die Größe dieser Organe richtet sich nach den Aufgaben. Für die Bildung des Aufsichtsrates sind in erster Linie die gesetzlichen Bestimmungen maßgebend, da beide Unternehmen dem Mitbestimmungsgesetz unterliegen. Wenn alle Mitglieder des alten Aufsichtsrates in den neuen Aufsichtsrat eingehen, dann würde die neue Gesellschaft 21 Aufsichtsratsmitglieder zählen, nämlich je 10 Arbeitnehmer- und je 10 Arbeitgebervertreter, dazu käme dann noch der 11. Mann.

Mommensen: Die Vorstände beider Unternehmungen haben deshalb den Antrag, zu fusionieren, auch gemeinsam eingebracht.

Goergen: Beide Unternehmen haben schon viele Jahre lang zusammengehört. Es herrschte damals eine Verbundwirtschaft in Vollendung, die durch künstliche Trennung auseinandergerissen wurde.

*

Student: Wie stehen Sie als Arbeitgeber zur Kleinaktie?

Goergen: Die Industriellen haben immer den Kleinaktionär, der sein Geld nicht auf die Bank brachte, sondern es in Aktien anlegte, sehr geschätzt.

Dr. Ellscheid: Die neuen Aktien sind bis zu 100 DM gestückelt.

*

Student: Die Aktien werfen heute kaum eine Rendite ab. Daher ist wohl auch die Neigung nicht sehr groß, das Geld in Aktien anzulegen.

Goergen: Die Schwerindustrie hat im Kriege große Verluste erlitten. Es gibt Unternehmen, in denen wegen der politischen Verhältnisse schon seit Jahrzehnten nicht mehr investiert wurde. Was wollen Sie mit solchen Unternehmen machen? Sie sind kaum noch konkurrenzfähig. Die meisten Unternehmen zahlen aber heute schon wieder 4, 5 und 6% Dividende. Wenn Sie sich die Bilanzen ansehen, dann werden Sie feststellen, daß die leitenden Männer dieser Unternehmen ohne die Hilfe des Aktionärs oft aus „alten Buden“ konkurrenzfähige Unternehmen gemacht haben. Damit ist dem Wertpapier der Wert gegeben, der ihm zukommt und den es heute besitzt. Das ist echte Verzinsung für einen Sparer, der sein Geld in Aktien anlegt.

Student: Was halten Sie von der Montanunion?

Goergen: Die Konzeption der Montanunion ist nach meiner Ansicht ebenso richtig wie wichtig. Das nationalstische Denken muß wegfallen. Auch die wirtschaftlichen Belange müssen diesem Gesichtspunkt untergeordnet werden. Auf diese Weise haben die Vereinigten Staaten von Amerika ihre Erfolge erzielt. Unser Ziel muß also auch eine gegenseitige Verflechtung mit den Montanunionpartnern sein.

*

Student: Ist es wirklich richtig, auch von wirtschaftlicher Seite her, die nationalistischen Bestrebungen aufzugeben? Wäre es nicht besser gewesen, wenn wir allein auf uns gestellt weitergearbeitet hätten?

Goergen: Wir wären dann zugrunde gegangen. Aber nicht nur wir, sondern auch die Franzosen, die Belgier usw. Denn Europa kann nur leben, wenn wir auch die wirtschaftliche Zusammenarbeit pflegen, die nach meiner Ansicht bis zur gegenseitigen Kapitalergänzung gehen kann. Ideal wäre es, wenn sich Unternehmen wie Rheinrohr und Phoenix auch an Unternehmen in Frankreich und Belgien beteiligen könnten, und umgekehrt.

*

Student: Wenn Sie in Kanada ein Werk errichten und dort zur Produktion übergehen, dann können Sie dorthin aber keine Fertigproduktion mehr exportieren.

Dr. Hofmeier: Bei der Gründung unserer kanadischen Tochtergesellschaft sind wir von der Tatsache ausgegangen, daß die überseeischen Länder bestrebt sind, sich immer stärker selbständig zu machen. Sie ziehen zum Teil selbst eine eisenverarbeitende und eisenverarbeitende Industrie auf, die den Export in diese Länder erschwert. Wir haben das Werk in Kanada errichtet, um das Geschäft mit Kanada nicht kampflös aufzugeben und unseren Marktanteil zu bewahren.

*

Die Redaktion veröffentlicht hiermit zum besseren Verstehen der bevorstehenden Fusionsmaßnahmen die wichtigsten Fragen, die in diesem Zusammenhang von den Studenten gestellt und von leitenden Männern beantwortet wurden. Sie glaubt damit einem besonderen Interesse der gesamten Belegschaft gedient zu haben.



Professor Dr. Robert Ellscheid



Generaldirektor Fritz-Aurel Goergen



Direktor Dr. Heinrich Hofmeier



Direktor Ernst Wolf Mommensen



Direktor Karl Schiewerling

Das Werte-ABC als Werters Leiden betrachtet

Studien und Glossen zur Kostenrechnung, die jedermann leicht verstehen kann

Der verstorbene Professor Dr.-Ing. Kurt Rummel von der Betriebswirtschaftsstelle des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute in Düsseldorf hat über sein Buch „Studien und Glossen zur Kostenrechnung“ die Worte aus dem Vorspiel zum „Faust“ gesetzt:

„Ich wünschte wohl der Menge zu behagen“...

„Laßt Phantasie mit allen ihren Chören,

Doch, merkt euch wohl, nicht ohne Narrheit hören.“

Wahrscheinlich hat er damit sagen wollen, daß man sich manchmal die Narrenkappe aufsetzen muß, um ganz ernsthaft etwas zu sagen. In aufgelockerter Weise bietet er dem Leser einen bunten Blumenstrauß von Aufgaben der Kostenrechnung. Auch für den Nichtfachmann ist dieses Buch so interessant, daß man nicht nur oft herzlich lachen kann, sondern auch noch lachend lernt. In unserem Werk haben die Begriffe, die in diesem Buche von humorvoller Seite beleuchtet werden, eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Und es ist gut, wenn recht viele Menschen mit Worten wie Wert, Preis, Kosten, Aufwand, Ausgaben, Ausstoß, Einstoß, Zuwachs, Durchschnitt, Spezialisierung, Normung, Typung, Rationalisierung und Produk-

tivität einen recht deutlichen Begriff verbinden können.

Rummel wendet sich sowohl an den Kaufmann als auch an den Techniker, um sie in ihrer Fachsprache einander näherzubringen. Gar mancher Kaufmann wird über den Wert eines Wertes nachgedacht haben, und es mag für ihn von Interesse sein, zu lesen, daß es ein ganzes Werte-ABC gibt, das Prof. Rummel als „Werters Leiden“ bezeichnet hat. Dr. F. Büker bot der Redaktion die nachstehende Kostprobe an, die wir zur Unterhaltung und Freude unserer Leser und Leserinnen hiermit veröffentlichen.

- A Den *Ausgangswert* benötigt der, der wissen möchte, was Zeitwert wäre.
- B Das Wort *Betriebswert* braucht man gern, betrachtet man das Ding intern.
- C *Centralwert* gibt's statistisch nur. Kann man ihn brauchen? Keine Spur.
- D Den *Durchschnittswert*, den nimmt man bloß, weil, ach, die Streuung riesengroß.
- E *Ertragswert* müßte man es nennen, würd' man die Rente finden können.
- F *Fiktiver Wert* hört man nicht gern, denn von der Praxis ist er fern.
- G *Gebrauchswert* ist, das möchte ich loben, gleich dem Betriebswert, siehe oben!
- H Der *Heizwert* ist für Wärme wichtig, doch ist er meistens nicht richtig.
- I Zu dem *Investitionswert* man — heut leider nichts mehr kaufen kann.
- K *Kumulativwert* wird benannt, was sonst uns als „global“ bekannt.
- L *Liquidationswert*? Kein Genuß, wenn jemand liquidieren muß.
- M Den *Marktwert* liebt der Erhardt sehr. Was will die Freie Wirtschaft mehr?
- N Der *Nominalwert* kränkt mich schwer, der Banker gibt zu ihm nichts her.
- O Der *objektive Wert* ist Mist, weil alles subjektivisch ist.
- P Der *Planwert* fällt dem Osten leicht, doch wird er leider nie erreicht.
- Q Der *Qualitätswert* — ach herrjeh! — der ist „Imponderabile“.
- R Der *Restwert* — o du lieber Gott — ist leider weiter nichts als Schrott.
- S *Substanzwert*: den liebt der mit Recht, der die Substanz erhalten möchte'.

- T Den *Teilwert* schuf der Steuermann, weil er sich sonst nicht helfen kann.
- U Der *Urwert* ist, was einstmals war. Dazwischen liegt so manches Jahr.
- V *Verkaufswert* ist ein Kompromiß von gegenseitigem Be...
- W Beim *wahren Wert* man leicht vergißt, daß niemand weiß, was Wahrheit ist.
- X Mit X wird jener Wert benannt, der leider — leider unbekannt.
- Y *Yield* sagt man, wenn man englisch spricht, doch klarer wird man dadurch nicht.
- Z Was man mit Stöhnen suchen muß, das ist der *Zeitwert*. Fertig — Schluß.

Ein heißes Eisen

Eisen ist das Sinnbild der Härte. So heißt ein schönes Wort, das sich junge Menschen als Lebenswort wählen können: „Bist du eisern, bin ich stählern“, auf jeden Fall also härter als jeder andere. „Eine Gesundheit von Eisen und Stahl haben“ oder „er ist von Eisen“ und er hat „Muskeln von Eisen“ kennzeichnen eine körperliche Härte.

Andere Redensarten des täglichen Lebens heißen: „in Eisen legen“ (fesseln), „kaltes Eisen schmieden“ (ein unnützes Beginnen), „altes Eisen“, „zum alten Eisen werfen“ oder „zum alten Eisen gehören“ (wenn etwas ausgedient hat). Ist eine Sache gefährlich oder unangenehm, dann spricht man von „einem heißen Eisen“. — „Zwei Eisen im Feuer haben“: eine zweite Unternehmung läuft für den Fall, daß die eine scheitert.

Ein vielangewandtes Sprichwort, das ähnlich auch die Dänen, Engländer, Franzosen, Holländer und Ungarn kennen, heißt: „Man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist.“ Schiller wendet es ähnlich in „Die Piccolomini“ an: „Das Eisen muß geschmiedet werden, wenn es glüht.“

Auch für Kriegsdinge werden Stahl und Eisen sinnbildlich angewandt: „Ein Hagel von Stahl und Eisen“ bedeutet einen Geschoßhagel. Den „Stahlhelm“ trug man im Mittelalter schon als „Eisenhut“. Die Landsknechte waren „Eisenbeißer“, weil sie „durchs Eisen starben“ und „ins Gras bissen“.

So ist aus der Fülle dieser Sprichwörter und Redensarten die Bedeutung und Wichtigkeit zu ersehen, die dem Eisen im Volksleben immer zugemessen wurde.

W. Wortmann, Düsseldorf



Direktor Hermann Sors, Bergisch-Gladbach, geb. 3. Januar 1906, wurde als Nachfolger des verstorbenen Stadtkämmerers Friedrich Freye zum ersten stellvertretenden Vorsitzter unseres Aufsichtsrats gewählt. Hermann Sors gehört dem Aufsichtsrat unserer Gesellschaft seit Gründung als Vertreter der Arbeitnehmerseite an

EINE WERKSFÜHRUNG

für alle Leserinnen und Leser

Wir beginnen im Stahlwerk — der modernen Hexenküche

Immer wieder wird aus der Belegschaft der Wunsch an die Redaktion herangetragen, sich doch dafür einzusetzen, daß jeder einmal die Abteilungen unseres Werkes besichtigen kann, die er noch nicht kennt. Auch unsere Pensionäre und die Angehörigen unserer Arbeiter und Angestellten möchten gern einen Blick in die Rheinrohr-Werkhallen werfen.

Die Düsseldorfer würden gern einmal die Betriebe in Mülheim „inspizieren“. Umgekehrt gilt es sicher auch. Und bei den Werksangehörigen in Dinslaken, Hilden und Immigrath, bei den Mitarbeitern im Bereich des Vereinigten Rohrleitungsbaus, der Wuragrohr GmbH. und der Lindener Eisen- und Stahlwerke ist es nicht anders.

Die Redaktion will heute mit ihren Leserinnen und Lesern gemeinsam eine Werksführung in Wort und Bild beginnen. Bitte folgen Sie uns! Wir fangen in Mülheim mit dem Besuch des Stahlwerkes, dem Ausgangspunkt der Fertigung, an.

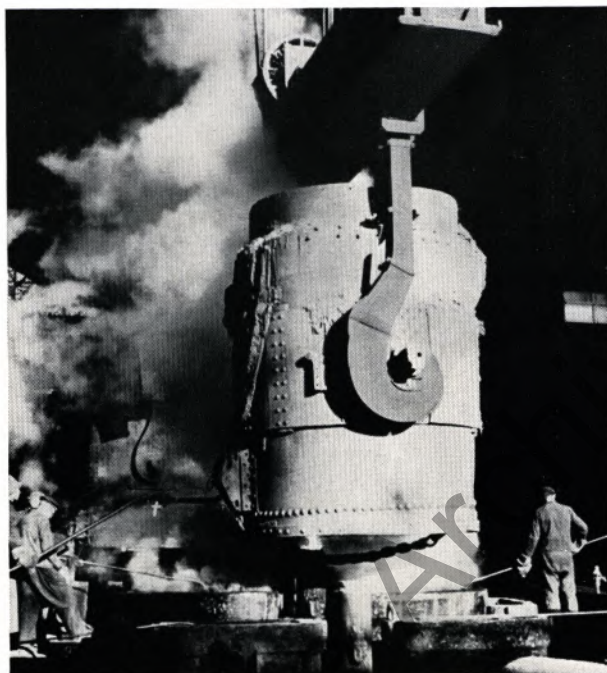
*

Wir kommen von der Hauptverwaltung und betreten das Werksgelände am Tor 3. Vor uns speit eine Reihe hoher Kamine Tag und Nacht ihren Rauch in die Luft. Das ist das Stahlwerk — die moderne Hexenküche unserer Tage. Es ist unser erstes Ziel. Ganz bewußt wollen wir unseren Rundgang hier beginnen; denn alle Erzeugnisse, die den Namen Rheinrohr in der Welt bekannt und geschätzt sein lassen, haben etwas mit Stahl zu tun. Dort in den großen Hallen ist die Geburtsstätte unseres Stahls.

Wir müssen noch ein Stück laufen; auf diesem Wege will ich Ihnen schnell etwas über unser Stahlwerk erzählen. Der Stahl wird hier bei uns nach dem Siemens-Martin-Verfahren erschmolzen. Sehen Sie links am Weg die riesigen Schrottberge? Dort lagert das Futter für die sechs großen Öfen. Da wir keine eigenen Hochöfen besitzen, arbeiten wir mit kaltem Einsatz aus etwa 70 % Schrott und 30 % Roheisen. Hinzu kommen noch kleinere Mengen Zuschläge. Magnetkrane füllen den Schrott in die Mulden, die dann auf kleinen Eisenbahnwagen ins Innere der Halle gefahren werden.

Wir treten durch ein großes Tor ein und klettern eine steile schmale Treppe hinauf zur Ofenbühne. Neben uns wird gerade ein Ofen beschickt. Der Chargierkran ergreift eine hochgefüllte Schrottmulde, schwenkt herum, die Ofentür öffnet sich, und in den rotglühenden Rachen wird der Inhalt der Mulde entleert. Schier unersättlich scheint der Ofen zu sein, immer neue Mengen Schrott und Roheisen verschlingt er. Aber gehen wir weiter. Hier an diesem Ofen ist der Schmelzvorgang in vollem Gange. Schauen Sie einmal durch das Guckloch in den Ofen hinein, aber nehmen Sie ein dunkelgefärbtes Glas, damit Sie sich nicht die Augen verderben. Aus den seitlich angeordneten Brennern schlagen meterlange Flammen über das brodelnde und kochende Bad. Ganz nett warm hier, nicht wahr? Immerhin herrscht im Innern des Ofens eine Temperatur von mehr als 1700°C!

So, nun wollen wir schnell auf die andere Seite der Ofenbühne gehen, dort wird gerade der Ofen 6 abgestochen, wie es der Fachmann nennt. Langsam neigt sich das ganze Ofenungetüm, und nun ist es soweit: Erst zögernd, dann in einem dicken Strahl ergießt sich der flüssige Stahl aus dem Abstichloch durch die Gießrinne in die große Pfanne, die an zwei riesigen Kranhaken hängt und sich langsam mit der feurig-brodelnden Masse füllt. Neben der Gießrinne stehen einige Männer, die



Aus einer 70 t fassenden Pfanne fließt der flüssige Stahl in die bereitgestellten Kokillen und erkaltet. In den schlanken runden Kokillen erstarrt er zu Rundblöcken, in den rechteckigen zu Brammen verschiedenster Größe. Aus den Rundblöcken werden später nahtlose Rohre hergestellt, und die Brammen werden zu Blechen ausgewalzt. Wenn der Stahl erstarrt ist, werden die Kokillen abgezogen, und die Gußblöcke wandern in die Weiterverarbeitung.

bereitliegende Pakete und Säckchen ergreifen und in die Pfanne werfen. In diesen Paketen sind verschiedene Legierungselemente, die dem Stahl erst den letzten Schliff geben, sozusagen die „Gewürze“ zu der feurigen Suppe, die in dieser Hexenküche des Stahlwerkes „gekocht“ wird.

Wir verlassen nun dieses grandiose Schauspiel und steigen hinunter zur Gießgrube. Dort stehen die Formen aufgereiht, in die der flüssige Stahl hineingegossen wird, Kokillen werden sie genannt. Rheinrohr vergießt den Stahl im Gespann, d. h., mehrere Kokillen werden gleichzeitig gefüllt. Sehen Sie, dort hat der Kranführer die Gießpfanne haargenau über den Eingußtrichter gefahren; die Öffnung im Boden der Pfanne wird geöffnet, und der flüssige Stahl ergießt sich in den Trichter, der mitten auf der sogenannten Gespannplatte steht. In diese Platte sind Kanäle aus feuerfesten Steinen eingelassen, die den Stahl zu den einzelnen Kokillen leiten, in denen er dann von unten her langsam hochsteigt. Steigender Guß wird das genannt. Sie werden bemerkt haben, daß verschiedenartige Kokillen benutzt werden. In den schlanken runden erstarrt der Stahl zu Rundblöcken, in den rechteckigen zu Brammen verschiedenster Größe. Aus den Rundblöcken werden später nahtlose Rohre hergestellt, die Brammen werden zu Blechen ausgewalzt. Brammen bis zu einem Stückgewicht von 45 000 kg können wir hier abgießen. Ist der Stahl erstarrt, so werden die Kokillen abgezogen, und die Gußblöcke wandern in die Weiterverarbeitung. Das wollen wir uns aber beim nächsten Mal anschauen.

Während wir wieder ins Freie treten, will ich Ihnen noch einige Zahlen nennen. In unseren 6 SM-Öfen, von denen 3 je 60 t, einer 130 t und die beiden neuesten je 180 t fassen, werden im Monat etwa 25- bis 30 000 t Stahl erschmolzen, das ist knapp ein Drittel unseres Stahlbedarfes. Eine Schmelze dauert vom Beschicken bis zum Abstich etwa 8 bis 10 Stunden. Die Beheizung der Öfen erfolgt durch Gas.

Hoffentlich hat es Ihnen gefallen — dann also auf Wiedersehen bis zum nächsten Mal!

Dipl.-Ing. H. Grave, Mülheim

Elektroden halten Schritt mit der technischen Entwicklung

Für einen Laien geradezu unvorstellbar hoch sind die Temperaturen, die man zum Schmelzschweißen von Stahl anwendet. Aber auch viele von denen, die auf einer Eisenhütte tagtäglich mal hier, mal dort eine Schweißflamme oder einen Lichtbogen aufblitzen sehen, wissen nicht, daß dabei Temperaturen von über 3000 Grad auftreten, gewonnen aus einer Umwandlung von chemischer bzw. elektrischer Energie.

Einem jeden ist klar, daß der Schnee bei 0 Grad Celsius schmilzt und daß unser Leitungswasser bei 100 Grad kocht. Von wem aber kann man wohl erfahren, wie hoch der Stahl mindestens erhitzt werden muß, wenn er verflüssigt werden soll?

Die Auskunft auf diese Frage wird uns zweifellos der Stahlwerker geben können; denn er sticht seine Chargen mit Temperaturen ab, die ungefähr 100 Grad über dem Schmelzpunkt liegen. Mehr als 2000 Grad heiß ist die Flamme, die durch den Siemens-Martin-Ofen zieht, und 1600 bis 1650 Grad hat schließlich das unter der Schlacke brodelnde Metall.

Beim Schweißen findet naturgemäß die Verflüssigung des Stahles nicht in einem Ofen oder Tiegel, sondern an der freien Luft statt. Nur klein sind die einzelnen Metalltropfen, die von der Spitze einer Elektrode auf das zu schweißende Werkstück übergehen. Vor den ärgsten Feinden, dem Luftsauerstoff und -stickstoff, sind sie auf diesem Wege durch eine Schlackenhaut, die hauptsächlich aus den Stoffen der Elektrodenumhüllung gebildet wird, einigermaßen geschützt.

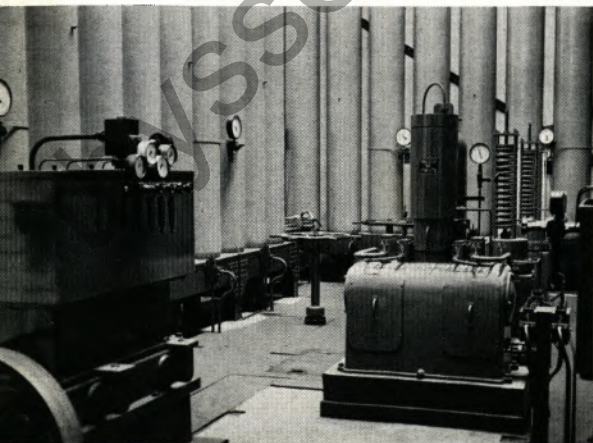
Trotz der Kürze der für den Tropfenübergang zur Verfügung stehenden Zeit finden mannigfache Wechselwirkungen zwischen den Stahlkügelchen und ihrer Schlackenhülle statt. Diese Reaktionen müssen so gelenkt werden, daß sie in der gewünschten Richtung bis zu einer bestimmten Grenze verlaufen, was selbstverständlich nur möglich ist, wenn die Mengen der reagierenden Stoffe sinnvoll aufeinander abgestimmt sind. Man kann ermessen, daß dieses nicht ganz einfach ist, wenn man erfährt, daß es sich um eine Vielzahl von Substanzen handelt, die bei der hohen Temperatur aufeinander einwirken. Eine Elektrodenumhüllung enthält im allgemeinen mehr als 10 chemische Verbindungen, und der Stahl des Elektrodenkerndrahtes weist eine ähnlich große Anzahl von Begleitelementen auf.

Die in der schweißmetallurgischen Forschung tätigen Ingenieure müssen immer wieder neue Elektroden schaffen, um mit der schnellen Entwicklung unserer Technik Schritt zu halten. So

macht — um nur ein Beispiel aus den sehr zahlreichen Aufgaben dieser Fachleute herauszugreifen — die Erfindung hochfester Sonderstähle für den Brückenbau, z. B. des St 52 oder HSB 50, die Entwicklung von dazu passenden Elektroden notwendig, damit nicht nur die Bleche und Profile aus diesen Stählen, sondern auch die Verbindungsschweißen jene Eigenschaften besitzen, auf die es besonders ankommt.

K. K., Düsseldorf

K. B., Mülheim



Auf der 3500-t-Lochpresse werden im Walzwerk 4 in Düsseldorf Vielkantblöcke gelocht, die über das Schräg- und Pilgerwalzwerk zu Rohren von 171 bis 521 mm äußerem Durchmesser ausgewalzt werden. Diese Lochwalze erhält ihr Druckwasser von zwei Preßpumpen mit einer Leistung von je 1100 l/min unter Zwischenschaltung einer Akkumulatorenanlage, die die im Augenblick des Pressens erforderliche Druckwassermenge von etwa 3500 l zur Verfügung stellt. Unser Bild zeigt einen Blick in die Akkuanlage. Diese besteht aus 36 nahtlos gewalzten Flaschen mit je 1400 l Inhalt, den notwendigen Steuer- und Sicherheitseinrichtungen. Im

Vordergrund ist das Hauptsteuergerät zu sehen, das bei absinkendem Druck die Pumpe automatisch einschaltet und sie bei Einstellung des Soll-Drucks wieder abschaltet. Die Anlage ist gebaut für einen Betriebsdruck von 200 at, zur Zeit arbeitet sie mit einem Druck von 110 at.

RHEINROHR

ABC

St Streckreduzierwalzwerke werden in letzter Zeit in verstärktem Umfang eingesetzt. Auch hinter unserer neuen Fretz-Moon-Anlage ist ein solches Walzwerk eingebaut. Der ungeteilte Rohrstrang durchläuft dieses Walzwerk ohne Zwischenerwärmung, wobei sowohl Außendurchmesser als auch Wanddicke reduziert werden.

T Thomasbirne nennt man ein großes birnenförmiges Gefäß, in dem nach dem Windfrischverfahren aus Roheisen Stahl hergestellt wird. Thomasstahl enthält gegenüber Siemens-Martin-Stahl mehr Schwefel und Phosphor und ist daher nicht für alle Zwecke verwendbar.

U U-Stücke sind Überschiebmuffen, die in allen wichtigen Muffenformen geliefert werden können. Hauptsächlich werden sie bei Reparaturarbeiten verwendet, bei denen am Rohr selbst keine Formänderung mehr vorgenommen werden kann.

Aufmerksamer Leser unserer Rheinrohr-Zeitung ist auch der Erste Vorstandsbeamte der Landeszentralbank von NRW, Zweigstelle Mülheim, Direktor Schönthür. Er schreibt uns am 24. Februar: Sehr geehrte Herren! In der jüngsten Ausgabe (Heft 9) Ihrer Zeitschrift, die ich stets mit großem Interesse lese, finde ich in der Rubrik „Rheinrohr-ABC“ unter „O“ folgende Angabe: „...Oxydiertes Kupfer ist allen als Grünspan bekannt, den man auf alten kupfernen Dächern oder anderen Kupferteilen findet.“ Ich glaube, daß sich hier der ABC-Redakteur die Sache etwas zu einfach gemacht hat. Von Grünspan auf alten Dächern kann man wohl nicht so ohne weiteres sprechen. Nach dem von mir zu Rate gezogenen Konversationslexikon ist Grünspan ein giftiges Gemisch basischer Kupferazetate, das auf Gegenständen aus Kupfer und Messing bei Säureeinwirkung entsteht. Die Erscheinung auf alten Dächern ist dagegen Patina = Edelrost, basisches Kupferkarbonat, das als grünlich-grauer Überzug auf Kupfer- und Bronzegegenständen in feuchter Luft entsteht (oder künstlich hergestellt wird). Mit besten Grüßen

gez. Schönthür
Landeszentralbankdirektor

»Ich habe aber gar nichts anzuziehen!«

MIT KIND UND KEGEL
IN DIE SOMMERFRISCHE
WIE REGIERUNGSRATS
VON NEBENAN

Zum Abendessen hatten wir Heringe mit Pellkartoffeln. Wenn man einiges übersah, konnte man das Gericht als gut bezeichnen. Nach einem dritten „Heringsfang“ gab ich das Geheimnis preis, das mir seit einigen Tagen in der Brust brannte: „In zwei Wochen bekomme ich Urlaub. Wir verreisen!“

„Wo fahren wir denn hin? Fahren wir morgens und kommen erst abends wieder?“ Die Kinder riefen es, und Weihnachtsglanz zog in ihre Augen. „Wir fahren regelrecht in die Sommerfrische wie Regierungsrats von nebenan und bleiben vierzehn lange Tage fort.“ „Sommerfrische, was ist das?“ verlangte Kathrinchen, die den Dingen gerne auf den Grund geht, zu wissen, und Fritzchen benutzte, da er die Tragweite meiner Ankündigung noch nicht richtig begriffen hatte, die allgemeine Verwirrung, etliche Würfel Zucker aus der Zuckerdose zu stibitzen. „Ach, Kinder“, sagte meine Frau mit einer spitze in das Fundament meiner väterlichen Autorität bohrenden Gelassenheit, „Vati ist ein Witzbold.“ Dann schlug sie Fritzchen auf die Finger und schloß die Zuckerdose in den Schrank.

Nach dieser respektmordenden Äußerung des mir vor mehr als einem Jahrzehnt angetrauten Weibes hatte ich eigentlich Ursache, mit dem restlichen Wirtschaftsgeld das Haus zu verlassen und es eine Straße weiter in der Kneipe zu vertun. Aber ich blieb.

Kathrinchen machte in „Süß“ und schlängelte sich über die Bank zu mir heran. — „Vati, du wolltest mir erklären, was eine Sommerfrische ist!“ Ich aber kam nicht zu einer Erklärung. „Eine Sommerfrische ist nämlich ein Ding, das lebenslänglich versprochen wird. Zum erstenmal hat Vati mir vor zwölf Jahren eine versprochen ... Ach, Vater, du solltest wirklich deine Witze lassen!“ — Abermals hatte meine Frau angesetzt, meine so mühsam erworbene Stellung in diesem Haushalt vor den Kindern zu erschüttern.

„Ja, was ist denn jetzt eine Sommerfrische?“ schrie Kathrinchen. Ihre Ungeduld hatte den Höhepunkt erreicht. „Wenn man zur Ferienzeit Koffer und Taschen packt, allen Nachbarn Ätch und Adjö sagt, mit der Bahn in eine schöne Gegend fährt und sich dort, solange die Ferien dauern, fröhlich herumtreibt. Hörst du, Mutti, für vierzehn Tage! Alles ist schon in die Wege geleitet!“ „Wo fahren wir hin?“ riefen die Kinder. „Ans Meer? In die Berge? Oder gar nach Kettwig zu Tante Sophie?“ „Wir fahren in die Berge, in die Wälder, kurz, ins Bergische Land! Kathrinchen kann mit mir wandern, Mutti mag auf der Liegewiese faulenzen, und Fritzchen geben wir am besten gleich bei der Küche ab. Da kann er vierzehn Tage in sich hineinstopfen, was er eben noch verträgt ... Ihr werdet alles tun dürfen. Wir wandern durch die Wälder und pumpen so viel frische Luft in uns hinein, daß die Knöpfe von den Kleidern springen.“

Mutter kann das alles nicht glauben. Wenn es hoch kam, langte es bisher alle acht Wochen für Sonntagstrips die Ruhr entlang. Ich erzähle nun alles, ich kann sogar den Tag der Reise nennen,

und dann glaubt und lächelt sie und bekommt ein Gesicht wie in jungen Jahren. Sie sagt nur: „Du glaubst nicht, wie ich mich freue ...“ Kleine Pause. Danach bewölkte sich der Himmel. Mutti sprach von Schuhen, Söckchen, Leinendirndl, Kostüm, Wettermantel, Badeanzug, kurz, von Dingen, die für eine Ferienreise so unerlässlich sein sollen wie unsereiner dem Finanzamt. „Wie bitte?“ stotterte ich. „Nun“, klang es zurück, „einiges arbeite ich natürlich selber, anderes ändere ich um ... Du verstehst?“ Wie sollte ich verstehen? „Es ist das erstemal, daß wir in Ferien fahren. Viele Jahre habe ich darauf gehofft, dann nicht mehr. Jetzt aber ist es so weit, und du willst mich als Aschenputtel mitschleppen?“ — „Als was?“ — „Ja, als Aschenputtel! Ich habe nichts, gar nichts anzuziehen!“ Da schmeiß' sich einer der weiblichen Logik entgegen, da bremse einer den zügellosen Ritt ins Extreme!

Sie hat nichts zum Anziehen! Mutti sagt es, dabei hat sie das himmlische Blaugetupfte und noch etliches mehr! Auch das, was sich zur Zeit im Kleiderschrank verbirgt, ist gar nichts! Ein Schwindelgefühl ergriff mich, schnell schloß ich die Augen. Der jubelnde Ausruf Kathrinchens, daß ich Ja gesagt habe, brachte mich in die Gegenwart zurück. Ein Augenschließen, ein Kopfnicken infolge einer leichten Übelkeit muß wohl zu dieser Fehl-

deutung Anlaß gegeben haben. Kathrinchen bohrte nachdenklich in der Nase und sagte: „O fein! Dann bekomme ich endlich Sandalen und Luftanzug ...“ „Macht nur so weiter!“ lallte ich. „Doch zuvor hört, daß ihr alle im Irrtum seid!“ — „Wieso?“ — „Ihr denkt, ich sei ein Direktor. Es tut mir furchtbar leid, aber ich bin es nicht ...“ „Mutti“, fragt Kathrinchen enttäuscht, „warum ist Vati nicht Direktor? Wird er es noch bis zur Sommerfrische?“ Und Fritzchen rief: „Ist Vati nur der Vati?“

Da hatte ich es! „Macht nur so weiter!“ hatte ich gesagt, und sie machten so weiter. Während bezüglich der Garderobenfragen, besonders der weiblichen, eine unglaubliche Verschwendungswut grassierte, machte sich andererseits in den Angelegenheiten des übrigen Haushalts ein krankhaft übersteigerter Geiz bemerkbar. Die Nähmaschine ratterte, daß der Fußboden in den bedenklichsten Tonarten ächzte und an verschiedenen Stellen der Verputz von den Wänden platzte. Das nicht unbedingt Notwendige der täglichen Hauskost schrumpfte zu einer homöopathischen Dosis zusammen. Das Leben war nicht mehr lebenswert, nur die Hoffnung auf den Urlaub hielt mich aufrecht. Und wenn ich gelegentlich noch an der Notwendigkeit einer Urlaubsreise zweifelte, war die Familie infolge der zweiwöchigen Vorbereitungen schließlich an Leib und Seele so sehr heruntergekommen, daß nur noch eine ausgiebige Sommerfrische die Rettung vor dem totalen Zerfall bringen konnte. An einem brütend heißen Julitag schleppten wir uns aus dem Hause. Unsere Kräfte reichten eben noch aus, den Zug zu besteigen.

Hermann Bock, Mülheim

JA, DER APRIL ...

*Er hält noch einmal gründlich uns zum Narren
und führt uns täglich an der Nas herum;
wenn wir entzückt aufs Blühen und Sprießen starren,
tut er, als kehrt der Winter noch mal um.
Die Hennen aber legen, statt zu scharren,
die Hasen stellen uns zulieb sich dumm,
sie laden sich die Eier auf die Karren,
und gelbe Osterglocken läuten stumm.*

Kurt Schumann, Düsseldorf

Wie Liebe im Frühling durchs Telefon erwacht . . .

„Rrrrrr“, macht das Telefon vor Lotte heute nun schon zum x-ten Male. Ausgerechnet immer mitten in der Addition, denkt sie ärgerlich, man sollte die Dinger eigentlich wieder abschaffen!

Schnell schreibt sie noch die Summe auf einen Zettel, bevor sie den Hörer abnimmt und ihr Sprüchlein sagt, das mit der Zeit ein wenig monoton geworden ist. „Oh, das ist aber nett“, sagt sie dann, mehr einstweilen nicht. Aber jedes der leisen Worte hat Klang und Farbe. Sie schiebt den Block weit von sich und kuschelt sich auf ihrem harten Bürostuhl wie in einem Sessel zurecht, und es wechseln bald würdevolle, ernste Mienen mit seligem Lächeln, heiteren Ausbrüchen und verliebtem Nuscheln. Und um sie herum geht die Hetze des Achtstundentages weiter, klingen die Telefonapparate, rattern die Rechenmaschinen, klappern die Schreibmaschinen und knallen die Türen.

„Du, wir treffen uns doch heute abend?“

— „Aber ich bin doch gar nicht entsprechend angezogen!“ — „Wenn du meinst!“ — „Ich freue mich schrecklich.“

„Was, du auch? Ich hab' auch so komisch geträumt heute nacht.“ — „Nein, zu Hause ist es gar nicht aufgefallen, daß ich erst spät um 12 Uhr da war.“ — „Bis nachher dann, ja?“ — „Halt, noch was: Du, sag mir noch schnell etwas Nettes!“

— „Bitte? Leider kann ich gar nichts verstehen!“ — „Berechnung, meinst du? Vielleicht!“ — „Bis nachher dann.“

— „Ich rufe noch mal an!“ Verklärt hält Lotte den Hörer noch ein paar Sekunden in der Hand. Sie sieht und hört nichts, ist umgeben von einer schützenden Mauer aus Frühling, Jung-, Verliebt- und Glücklichein. Als gelte es, den ersten Preis zu gewinnen, so stürzt sie sich dann wieder in ihre Arbeit.

Um sie herum zwinkern sich die anderen verständnisinnig oder spöttisch zu. Auch ein paar säuerliche Mienengibt's, und die Undurchdringlichkeit der übrigen ist zu gekonnt, um glaubhaft zu sein. Vielleicht würden sie sich gern — ohne Lotte nun persönlich etwas zu wollen — die Ohren zustopfen, wegschauen oder das Büro verlassen. Aber sie sind im Dienst, die Arbeit geht weiter, und so müssen sie zuhören, wie Lotte, die die Anweisungen auf der Umschlaginnenseite unseres

Telefonbuches genau kennt, den persönlichen Gefühlen erliegt und als Verliebte blind über die Buchstaben hinwegschreitet. Da heißt es nämlich: „Privatgespräche werden nur in dringenden Ausnahmefällen und nur mit Genehmigung des zuständigen Abteilungsleiters zugelassen.“ Wir in der Redaktion sind nicht dazu da, den Finger an Wunden zu legen, an die bei uns durch Anordnungen sowieso von Zeit zu Zeit erinnert wird, sondern wir haben besonderes Verständnis für die kleinen menschlichen Schwachheiten, die, wie überall, auch bei uns die Verordnungen nicht sehen oder über ihre Schranken leicht hinweghüpfen, besonders im Frühling, wenn die Liebestärker als alle Paragraphen zusammen. Übrigens sei noch verraten, daß es nicht eine bestimmte Lotte ist, die wir hier meinen, sondern die Lotte, Lene, Lisbeth allgemein, die sich genau sowenig wie jeder andere von uns den Einflüssen des Frühlings entziehen kann.

Und dennoch, wenn wir von den erhöhten Kosten, den verlorenen Arbeitsminuten und den durch Liebesgeflüster blockierten Leitungen einmal ganz ab-

sehen wollen, bleibt bei allem Verständnis für den Frühling und seine Begleiterscheinungen die Frage der Zumutbarkeit bestehen. Man selbst sieht und hört nichts anderes, wenn man sich mit „ihm“ oder mit „ihr“ per Strippe unterhält, aber die anderen sehen und hören einen. Ob sie nicht doch manchmal etwas verärgert sind und ihnen die Situation ein wenig peinlich ist?

Da las ich dieser Tage in der Zeitung den gescheiten Ausspruch eines sicher gescheiten Mannes: „Keiner von uns“, so heißt es da, „hört an seinem Arbeitsplatz auf, Privatmensch zu sein.“ Es ist Sache des Verantwortungs- und Taktgefühls eines jeden einzelnen, sich bei privaten Unterhaltungen am Telefon kurz zu fassen und Zurückhaltung zu üben.“

Auch im Industriebetrieb mit seiner betonten Sachlichkeit hat die Liebe wie überall, wo Menschen leben, Anrecht auf einen Platz. Nur sollte sie bleiben, wie sie am wertvollsten ist: still, verschwiegen und zurückhaltend. Sie ist in der Hauptsache doch nur für zwei bestimmt! Meinen Sie nicht auch?

K. B., Mülheim

Weißt du noch? Zahnprothese sollte entschuldigen

Es war während des Bombenkrieges. Mein Mann kommt abends vom Dienst nach Hause und sagt zu mir: „Morgen brauche ich nicht so früh aufzustehen, es ist ein neuer Anschlag herausgekommen, alle Prothesenträger (mein Mann war Beinamputierter) brauchen erst beim Hellwerden zum Werk zu kommen.“ Am folgenden Abend erzählte er mir dann, daß sein Kollege Schauerte auch erst bei Tagesanbruch erschienen sei. Auf seine Frage, weshalb er denn auch später

komme, hätte er gesagt: „Alle Prothesenträger dürfen laut Anschlag später kommen“, und habe dabei auf seine Zahnprothese gezeigt. Meta Maßhoff, Mülheim

Eine Putzfrau ist genug

Als August Thyssen einmal nach Feierabend in die Verwaltung kam, sah er eine Putzfrau, die sich im ersten Stock über die Brüstung lehnte und herunterschaute. Er erkundigte sich bei mir, was das für eine Frau sei, und fragte dann, wieviel

Putzfrauen wir im ganzen beschäftigten. Wir hatten in Wirklichkeit 43, und sie waren alle hochnötig für den großen Bau. Aber von der Direktion her hatte man mir einmal angedeutet, ich solle diese Tatsache August Thyssen gegenüber nicht gerade betonen. Und so sagte ich in meiner Not: „Zwei Stück, Herr Thyssen.“ Darauf kam prompt die Antwort zurück: „Davon ist eine noch zuviel. Wir kommen dann mit einer aus.“

Georg Müller, 1908-1945 Pförtner



Fritz: „Meinen herzlichsten Glückwunsch, Franz!“ — Franz: „Wozu?“ — Fritz: „Zum dicken Totogewinn!“ — Franz: „Ich hab' doch gar nicht getippt!“ — Fritz: „Ach so. Ich dachte schon, da du verbotenerweise den ganzen Balkon mit Wäsche geflaggt hast.“

ATOMZERFALL UND ULTRASCHALL IM DIENSTE UNSERER QUALITÄTSÜBERWACHUNG

Noch vor wenigen Jahren stellte die Röntgenröhre das nahezu ausschließlich benutzte Hilfsmittel dar, um Schweißverbindungen auf ihre einwandfreie Beschaffenheit zu überprüfen. Wie jedes Prüfverfahren, so besitzt auch die Röntgenröhre Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit, welche insbesondere dann gegeben sind, wenn die Forderung besteht, große Wanddicken in wirtschaftlich tragbaren Prüfzeiten zu durchstrahlen, oder wenn die räumliche Anordnung der Schweißnaht innerhalb des Bauteiles eine Aufstellung von Röntgenröhren nicht mehr gestattet.

Bei Prüfproblemen dieser Art macht man sich heute die Erkenntnisse der modernen Atomphysik zunutze, indem man künstliche radioaktive Elemente als Strahlenquelle an der Stelle von Röntgenröhren verwendet. Die Herstellung dieser Gammastrahler wird in Atommeilern vorgenommen, wo natürlich vorkommende Elemente bzw. chemische Verbindungen mit langsamen Neutronen beschossen werden. Die hierbei getroffenen Atomkerne werden in gänzlich neue Elemente umgewandelt, welche ähnliche Strahlen wie das in der Natur vorkommende Radium aussenden.

Für die zerstörungsfreie Prüfung an Eisen und Stahl sind insbesondere diejenigen strahlenden Elemente von Bedeutung, welche eine der Röntgenstrahlung ähnliche Strahlung abzugeben vermögen. Erfahrungsgemäß benötigt man aber zur Durchstrahlung großer Wanddicken Gammastrahlen kürzerer Wellenlänge als zur Durchstrahlung dünnwandiger Prüfstücke. Für die Durchstrahlung größerer Wanddicken als 50 mm hat sich heute allgemein Kobalt 60 durchgesetzt. Die Durchdringungsfähigkeit der Gammastrahlung dieses Isotopes entspricht der Strahlung einer Röntgenröhre mit einer Anodenspannung von 1,3 Millionen Volt. Zur Durchstrahlung von Werkstücken mit Wanddicken von 10 bis 50 mm verwendet man bevorzugt die Gammastrahlung des künstlichen Isotops Iridium 192, dessen Wellenlänge einer Röntgenstrahlung von 600 000 Volt Spannung entspricht. Iridium 192 wird vielfach zur Prüfung von Montageschweißnähten im Großkesselbau eingesetzt, um mit geringem Aufwand schwer zugängliche Schweißverbindungen zu kontrollieren. Die Qualität der mit diesem Isotop angefertigten Filmaufnahmen steht durchschnittlichen Röntgenaufnahmen nur wenig nach. Nachteilig ist jedoch die kurze Lebensdauer von Iridium 192. Bereits nach 74 Tagen ist die Strahlungsintensität auf die Hälfte des Anfangswertes abgeklungen (bei Kobalt 60 erst nach 5,3 Jahren!).

★

Während sich die Durchstrahlung mit Röntgen- und Gammastrahlen auf die Prüfung von Schweißnähten beschränkt, sind die in den letzten Jahren sehr verbesserten Ultraschallprüfverfahren nicht nur zur Prüfung von Schweißnähten geeignet, man benutzt sie auch zur Prüfung von Rundknüppeln als Ausgangsmaterial für kleine Rohre. Besondere Bedeutung hat der Ultraschall für die Endkontrolle von Blechen und Rohren erlangt.

Bei Ultraschallprüfungen werden ganz kurze Ultraschallimpulse in das zu prüfende Werkstück geleitet. Die sich ausbreitende Schallwellenfront vermag im allgemeinen fehlerfreies Material außerordentlich gut zu durchdringen. Dagegen stellen Materialfehler, wie z. B. Fremdkörper und Kaltschweißungen, für sie ein unüberwindliches Hindernis dar; ähnlich wie die Lichtstrahlen an einem Spiegel, wird das

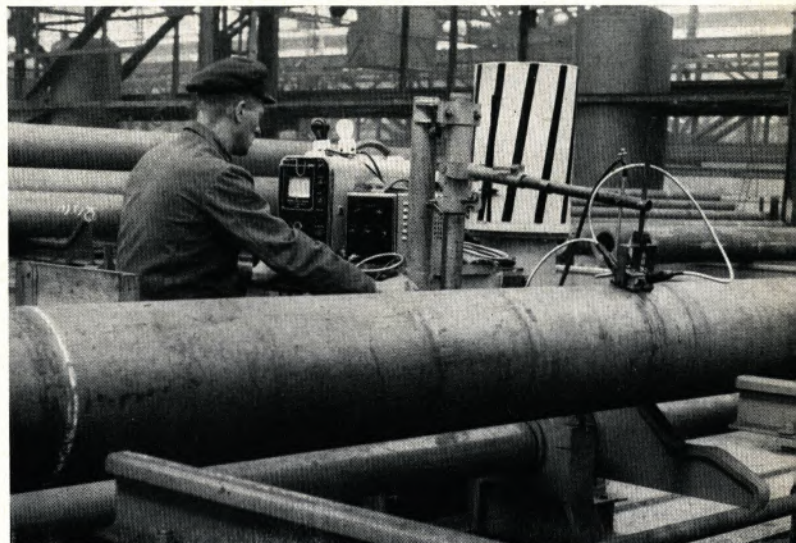
Schallwellenbündel an diesen Fehlstellen reflektiert. Da die Schallgeschwindigkeit in Stahl konstant ist, kann man aus der Zeit, die der Schall für das Durchlaufen der Strecke: Schallgeber—Fehler—Schallempfänger benötigt, den Abstand des Fehlers von der Schallquelle ermitteln. Als Zeitmeßeinrichtung ist die Braunsche Röhre, wie sie in Radar- und Fernsehgeräten benutzt wird, besonders geeignet. Auf dem Leuchtschirm dieser Röhre wird die Schallreflektion eines Fehlers dann als Echozacke sichtbar.

Aus der Höhe des auftretenden Fehlerechos lassen sich Rückschlüsse auf die Fehlerart und die Fehlergröße ziehen.

★

Während im Werk Mülheim hauptsächlich Bleche auf Doppelungen (Kaltschweißungen) und nichtmetallische Einschlüsse, welche bei der Weiterverarbeitung unter Umständen sehr stören können, geprüft werden, befindet sich in unserem Werk Düsseldorf das im Bild gezeigte Ultraschallprüfgerät für hochbeanspruchte Dampfkesselrohre. Das zu prüfende Rohr wird auf Gummirollen gedreht und mit Hilfe des auf dem Bilde sichtbaren Prüfwagens durch Ultraschallprüfköpfe in Richtung der Rohrachse abgetastet. Ist das Rohr fehlerfrei, so werden auf dem Bildschirm des Ultraschallgerätes keine Echos angezeigt. Fehlerhafte Stellen machen sich jedoch sofort auf dem Bildschirm als Echos bemerkbar. Sie betätigen dann ein Gerät, welches den auf dem Prüfwagen sitzenden Prüfer durch ein Lichtsignal auf das Vorhandensein von Fehlern aufmerksam macht und außerdem den Vorschub des Prüfwagens abschaltet; auf diese Weise soll vermieden werden, daß Fehler übersehen werden können. Neuerdings werden die Rohre in einem Arbeitsgang sowohl auf Längsfehler wie auch auf Querfehler geprüft. Die Eichung des Rohrprüfgerätes sowie die Fehlerbeurteilung verlangen erhebliche Erfahrungen des Bedienungspersonals. Haben doch die in den letzten Jahren gesammelten Erfahrungen bei der Ultraschallprüfung gezeigt, daß eine sinnvolle Anwendung des Prüfverfahrens Voraussetzung ist, um eine dem Kunden dienliche Qualitätssteigerung zu erreichen.

Oberkontrolleur Josef Giesen, Düsseldorf, überprüft mit dem Ultraschallprüfgerät, ob die Rohre fehlerfrei sind

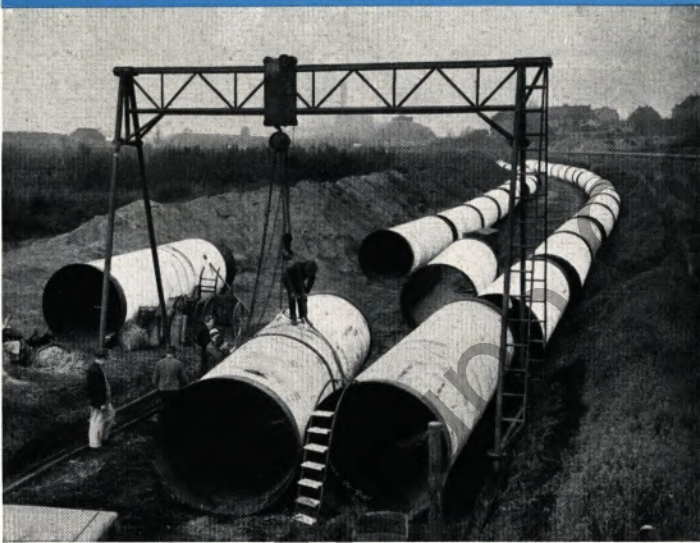




2 m Durchmesser haben diese riesigen Rohre, die VRB-Arbeiter als Abwasserleitung mit vielen Anschlüssen am Pumpwerk der alten Emscher in Duisburg-Stockum verlegen

VRB-STAHLSROHRLEITUNGEN

**bewähren sich
im Bergbaugebiet**



Mit Hilfe dieses Portalkrans, der eine Weite von 8 m und eine Höhe von 4 m hat, werden die Stahlrohrleitungen NW 2000 für die Emschergenossenschaft in die richtige Lage gebracht.

Die Durchführung einer einwandfreien Wasserversorgung im Industriegebiet an Rhein und Ruhr stößt wegen der zahlreichen Abwässer, die sich in die Flüsse ergießen, schon seit vielen Jahren auf immer größere technische und wirtschaftliche Schwierigkeiten. Diese Tatsache führte zur Gründung von Abwasserverbänden. Im rheinisch-westfälischen Industriegebiet ist die Emschergenossenschaft am bekanntesten. Sie hat in erster Linie für die Reinhaltung der durch ihre Gebiete fließenden Vorfluter zu sorgen und die Abwässer richtig zu leiten.

Seit Jahrzehnten schon montiert und verlegt der Vereinigte Rohrleitungsbau, Düsseldorf, eine Reihe von Großrohrleitungen für diese Genossenschaft und ist z. Z. noch mit wichtigen Aufgaben von ihr betraut. Unsere Aufnahmen zeigen einige von unserer VRB-Tochtergesellschaft, Düsseldorf, für die Emschergenossenschaft ausgeführte Stahlrohrleitungen NW 1600 bis NW 2000 mit V-Naht-Schweißverbindungen für eine Abwasserleitung im Bergbaugebiet.

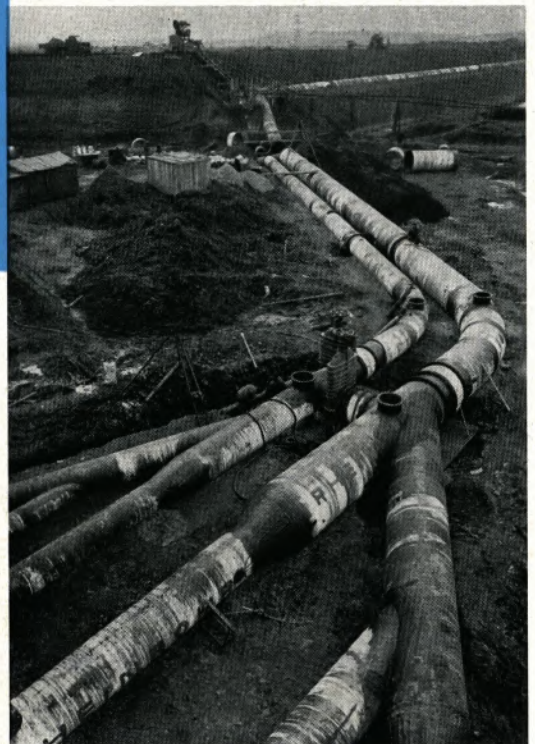
Während sich in den letzten Jahren bei Stahlrohrwasserleitungen die Gummiverbindungen (Sigur- bzw. Schraubmuffen) gegenüber den Bleistemmm-Muffen weitestgehend durchgesetzt haben, geht

man immer mehr dazu über, auch für Wasserleitungen über 600 NW Schweißverbindungen zu wählen. Nach neuerer Erkenntnis erübrigt sich bei ganzgeschweißten Rohrleitungen der Einbau von Ausdehnungsstopfbüchsen und Überschieber. Dadurch fallen die sehr teuren Krümmerfundamente fort, was bei Fernleitungen eine wesentliche Kostenersparnis bedeutet. Die Schweißnahtprüfung durch Ultraschall oder Isotopen, welche im Hochdruckrohrleitungsbau fast allgemein durchgeführt wird, setzt sich neuerdings auch bei den Schweißverbindungen an wichtigen Wasserleitungen durch. Bei einer einwandfreien Außenisolierung ist das Stahlrohr infolge seiner größeren Herstellungslänge und der höheren Elastizität besonders im Bergbaugebiet dem Gußrohr wesentlich überlegen.

Die Arbeiten an der Baustelle Gladbeck-Hahnenbach wurden von den Männern des VRB am 15. September 1954 begonnen und am 15. März 1955 beendet. Die Verlegung erfolgte mittels Dreibock und Mast. Besonders schwierig war die Verlegung der Harfe für die einzelnen Pumpenanschlüsse. An der Baustelle Duisburg-Stockum sind die Verlegearbeiten am 5. Oktober 1954 begonnen worden und werden noch laufend fortgesetzt. Die Abschnitte sind im Durch-

schnitt 300 m lang. Die Arbeiten werden voraussichtlich am 30. April 1955 erledigt sein. Mit einem Portalkran wurden die Rohre NW 2000 verlegt. Dieser Spezialkran hat eine maximale Spannweite von 8 m, eine Höhe von 4 m bei einer Tragkraft von 8 t.

Obering. Hans Kammann, Düsseldorf



In weiten Längen schwingt sich die ganzgeschweißte 1600er-Rohrleitung zum Pumpwerk Gladbeck-Hahnenbach, das sie versorgt

Als Komiker

in Herstelle besonders dekoriert

Drei Wochen Herstelle liegen vor uns, die uns und nur uns gehören sollen. Drei Wochen, in denen wir neue Spannkraft und Lebensfreude bekommen werden. Im klaren Sonnenschein liegt das Land da, das wir im Fluge durchheilen. Wir



3. Preis zu 20 DM
Willi Hable, Mülheim
„Der Kokillenarbeiter“

freuen uns. Dortmund, Unna, Soest, Paderborn... Die Stimmung im Bus steigt. Jedes Gesicht, vor Stunden noch so fremd, ist jedem jetzt schon bekannt und vertraut.

Nun kommt die große Serpentine bei Bad Driburg. Vorsicht, lieber Kollege am Steuer, daß wir nur nicht vorher schon den Hals brechen! Keine Sorge, er kennt sein Metier. Beverungen. Bald sind wir da. Auf dem Feld vor einem Waldstück sehen wir die ersten Rehe. Daneben ist ein Schild: „Tollwutgefahr“. Da werden wir uns einen guten Stock schneiden müssen. Und dann liegt Burg Herstelle vor uns. Donnerwetter, ist die prima! Alles aussteigen! Die Zimmer werden verteilt. Junge, da biste von „de Bretter“. Schon dröhnt der Gong. Ran an den Tisch. Man hat uns also nicht verkoht.

Es gibt was Leckeres. Wenn es so bleibt, dann ade, schlanke Linie! Und es bleibt so.

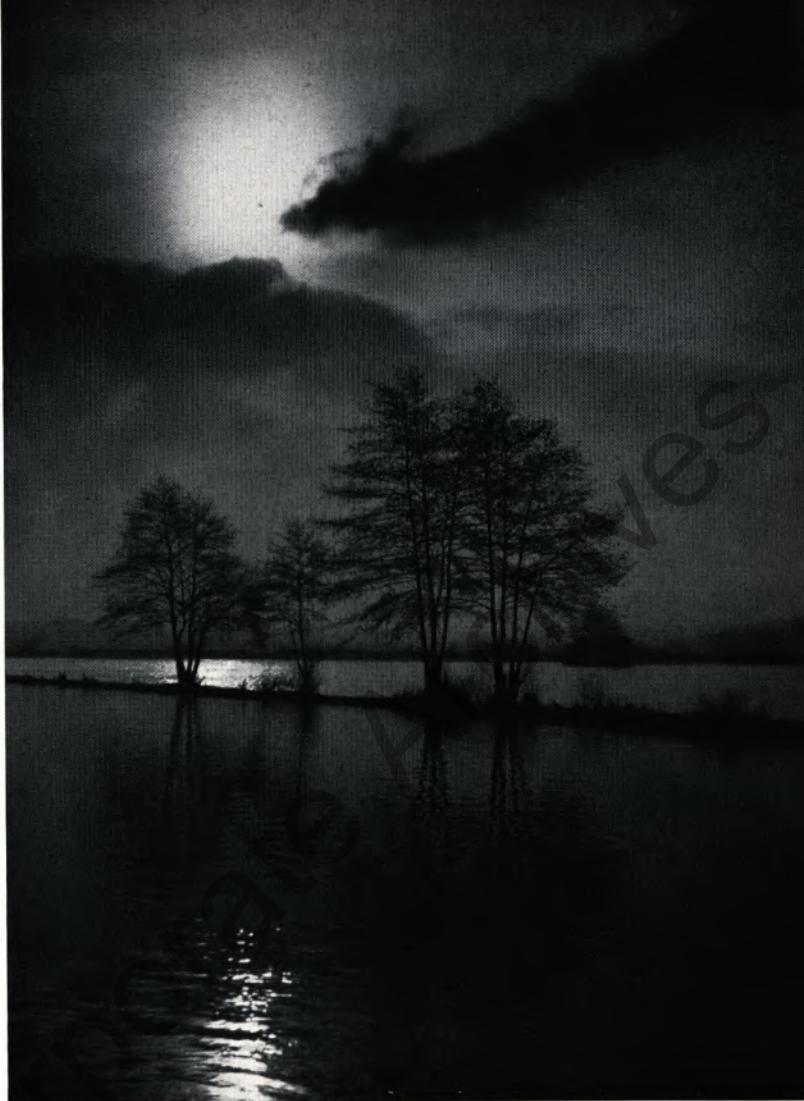
Es gefällt allen. Man lernt sich immer näher kennen. Pläne für die kommenden Tage werden geschmiedet und Wanderungen festgesetzt. Abends liegt man früh im Bett. Die Luft, die Fahrt, das Neue hier und dann die köstliche Ruhe und Stille! Für jeden ist gesorgt: für den Bücherwurm, den Skatfreund und besonders für den Naturfreund. Und Naturfreunde



3. Preis zu 20 DM

Fritz Bridzun, Mülheim

„Dorfstraße in Mexheim (Nahe)“



3. Preis zu 40 DM — Karl Fleskes, Mülheim

„Novemberstimmung“

sind wir fast alle, besonders die älteren Herren. Die reizende kleine Badestadt, der schöne Binnenhafen, das Rathaus, das Invalidenhaus haben es uns angetan. Horst, unser Kamerad, knipst fleißig und häuft die Bildandenken. Auf dem Rotzberg finden wir die ersten Schlüsselblumen und blühenden Seidelbast. Kunigunde hat einen netten Strauß daraus gemacht. Auf dem Heimweg treffen wir jedoch den Förster, der Kunigunde eine „strenge Standpauke“ hält. Ihr kommen die Tränen. Aber behalten darf sie den Strauß dann doch. Ein großes Ereignis auf der Burg ist der Schweineschlachttag. Willi, unser kleiner Komiker aus Mülheim, hilft fleißig mit. Zum Dank hängte man ihm ganz still und heimlich ein Schweineschwänzchen hinten an die Hose. Zur Freude aller lief er damit bis abends umher. Vor der Treppe ein „Schuß“, und schon ist er im Bild verewigt.

Schnell vergehen jetzt die Tage und Wochen. Auf der Rückfahrt verstummt das übermütige Singen und Lachen bald; denn ein jeder denkt an die schönen Stunden und Tage zurück, an die Wanderungen und ganz besonders an die schönen Abende im Schreibzimmer, wo wir gesungen und gelacht haben. Aber es ist vorbei, und all denen, die nach uns kommen, wünschen wir, daß sie es genau so schön haben mögen!

Bernhard Grunewald, Düsseldorf

Seit 20 Jahren das erste Mal wieder

RHEINROHR stellte Rohr- und Blecherzeugnisse aus



Wer in diesem Jahre die Leipziger Frühjahrsmesse besuchte, mußte feststellen, daß die Popularität der Leipziger Messe in allen Ländern der Erde größer geworden ist und ihre Bedeutung in der Entwicklung des internationalen Handels noch zugenommen hat. 1954 haben 977 Firmen aus 36 Staaten ihre Erzeugnisse und Waren auf dem Messegelände ausgestellt. In diesem Jahre nahmen 1075 Firmen aus 36 Ländern teil, darunter auch bedeutende aus vielen Staaten der westlichen Welt. Westdeutschland hatte im Frühjahr 1955 im Vergleich zur Herbstmesse 1954 ein doppelt so großes Ausstellungsgelände benötigt. 59 Firmen der westdeutschen Eisen- und Stahlindustrie beteiligten sich dieses Mal, während es im vergangenen Jahre nur 19 waren. Unter ihnen befanden sich auch die Rheinische Röhrenwerke AG. und die Hüttenwerke Phoenix AG., die mit einem Gemeinschaftsstand seit 20 Jahren erstmals wieder dort ausstellten. Die Leipziger Messe ist wieder — das zeigte sich allenthalben — der Treffpunkt für den Handel zwischen Ost und West. Ich habe mir in Leipzig vor allem die Ausstellungshallen der östlichen Staaten und der DDR angesehen. Alle diese Hallen unterstrichen die Entwicklung zum stärkeren Ausbau der Industrie. Sie waren vielfach in repräsentativer Form aufgemacht, so daß sie einen interessanten Überblick über die Produktion ihrer Länder boten. Da es sich meistens um Sammelausstellungen handelte, in denen die besondere Eigenart der einzelnen



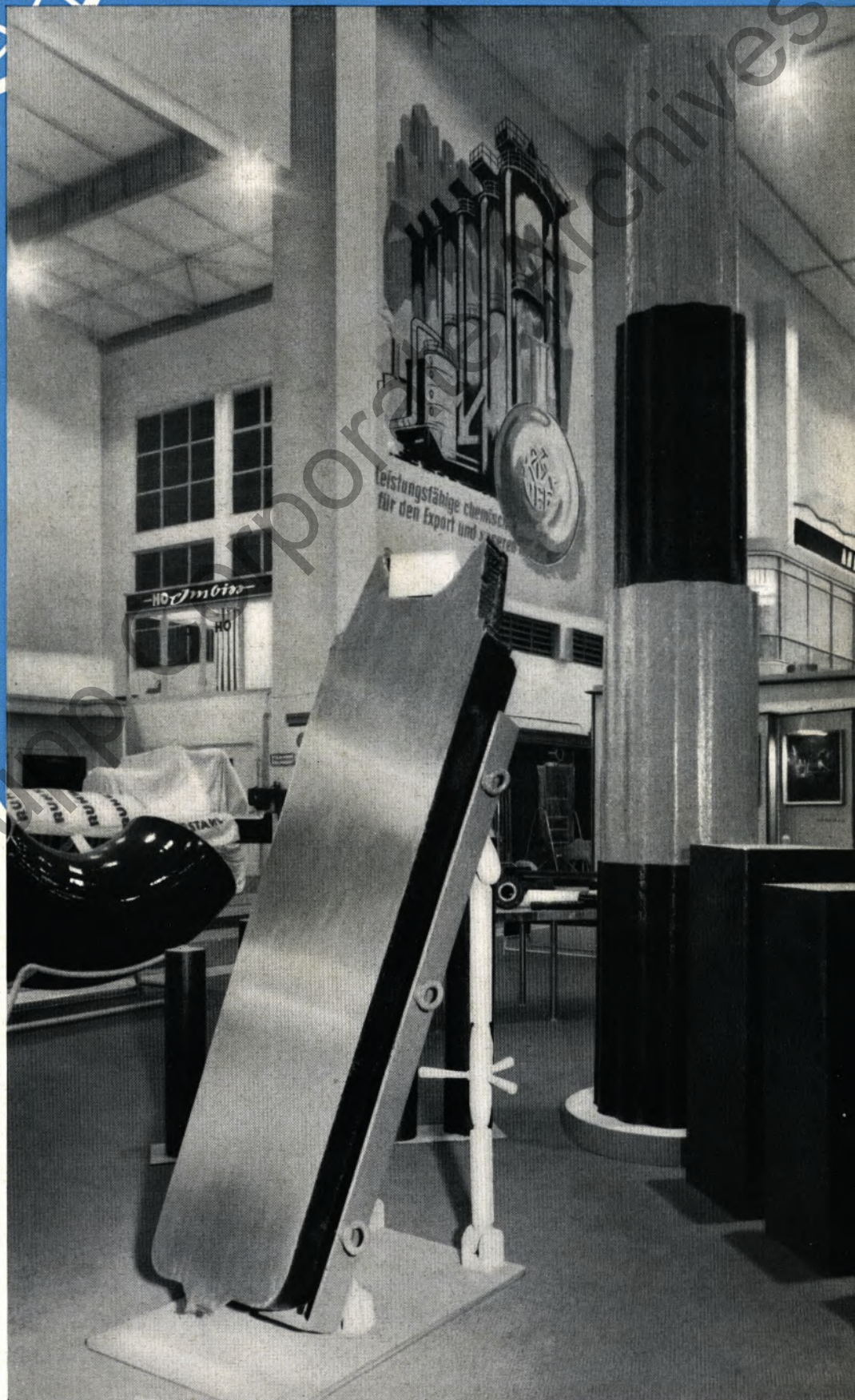
in LEIPZIG!

PHOENIX zeigte Halbzeug und Walzwerksfertigerzeugnisse

Länder des Ostens herausgestrichen wurde, erweckten sie auch stark die Aufmerksamkeit der Besucher des Westens. In den Ausstellungsräumen der DDR waren alle Gebiete der industriellen Produktion Mitteldeutschlands vertreten. Allerdings haben die meisten Unternehmen durch ihre Umwandlung in volkseigene Betriebe ihre früheren, weltbekannten Namen verloren. Im Vordergrund der Ausstellung der mitteldeutschen Industrie standen Erzeugnisse der optischen Industrie, der Textilindustrie und des Maschinenbaus. Auch die Eisen- und Stahlindustrie war repräsentativ vertreten. Aus den Äußerungen der Besucher war zu entnehmen, daß die für den Export genannten z.T. sehr kurzen Lieferfristen für den Inlandsabsatz kaum gelten, da ein wesentlicher Teil z. Z. wohl nur für den Export zur Verfügung steht.

Solange die Embargolisten und die Forderungen des Interzonenhandels noch nicht beseitigt sind, konnte es sich in Leipzig auch nur um einen Austausch von Wünschen handeln, den man von Ost und West über die Entwicklung eines intensiveren Handels vornahm. Die Leipziger Messe kann eine große Bedeutung für die Ausweitung der wirtschaftlichen Gegebenheiten und den Ausbau der menschlichen Beziehungen haben, wenn die Pläne und Vorhaben verwirklicht werden, über die man sprach, und ihre Erfolge der Bevölkerung in beiden Teilen des gespaltenen Deutschlands zugute kommen. Obwohl die Erzeugnisse der westdeutschen Wirtschaft nur stumm dalagen, zeugten sie doch beredt von dem Lebensstandard, dem sie dienen. Leipzig war also mehr als eine Messe; denn es fanden sich hier viele zusammen, die den Austausch zwischen Ost und West intensivieren wollen. *Eduard Gerlach*

Das Völkerschlachtdenkmal wurde zur Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig im Jahre 1813 errichtet, in der die Verbündeten Preußen, Österreicher und Russen Napoleon besiegten. Es ist 91 m hoch. Im Inneren der Kuppelhalle befinden sich Sitzbilder, die Tapferkeit, Opferfreudigkeit, Glaubensstärke und Volkskraft versinnbildlichen.





Das Osterfest bot den Kleinen Anlaß zu froher Malerei. Es gab ihnen eine Aufgabe und den Reiz zur Gestaltung



Mutti konnte ruhig dazwischenblitzen. Das störte die kleinen Künstler nicht, und es hinderte sie auch nicht am Streiten

★

Der dritte im Bund – Kunst hin, Kunst her – nimmt auf seine Weise „Anteil“, und es kommt so jeder auf seine Osterkosten



Über die wirtschaftliche Lage unseres Unternehmens gab Betriebsratsvorsitzender Wilhelm Rühl in der Belegschaftsversammlung am 29. März einen umfassenden Überblick. Er streifte die Auftragskrise um die Jahreswende 1952/53. Er teilte mit, daß sich der Auftragsbestand heute auf 200 000 t feste Aufträge belaufe. Dies bedinge eine voraussichtliche Vollbeschäftigung für drei bis vier Monate. In jeder Woche kämen für 15 000 bis 20 000 t Aufträge herein, so daß für die nahe Zukunft auch weiterhin mit einer Vollbeschäftigung gerechnet werden könne.

Das Investitionsprogramm 1952/55 sei bis auf die Modernisierungsarbeiten im Blechwerk, die in ein oder zwei Jahren abgeschlossen sein würden, durchgeführt, so daß dann das Blechwerk auf modernster Basis arbeiten könne. Auch im Röhrenwerk seien die Neuanlagen fast alle vollendet. Die noch im Bau befindlichen würden bald fertiggestellt sein und könnten so zur Verbilligung der Gesamterzeugung unseres Werkes beitragen. Alle Neuanlagen, die bis Ende 1955 geplant sind, würden voraussichtlich auch bis dahin fertiggestellt sein.

Der Betriebsratsvorsitzende befaßte sich eingehend mit den Gerüchten, die sich mit dem zukünftigen Sitz und Namen der Rheinischen Röhrenwerke AG. nach der Fusion mit der Hüttenwerke Phoenix AG. beschäftigten und anscheinend mancherlei Unruhe unter der Belegschaft stifteten. Die Montanunion habe die Verschmelzung der beiden Gesellschaften genehmigt, aber über die Namengebung und den Sitz der neuen Gesellschaft werde erst in der Hauptversammlung am 23. Juni entschieden. Eine Festlegung auf „Phoenix-Rheinrohr AG.“ sei noch nicht erfolgt. Es sei selbstverständlich, daß bei der Lösung all dieser Fragen der Standpunkt der Belegschaft der Rheinischen Röhrenwerke AG. entsprechend vertreten werde.

Im Geschäftsjahr 1953/54 sind 591 Wohnungen erstellt worden. Z. Z. stünden nur 50 Wohnungen der Mülheimer Wohnungsbaugesellschaft, an der die Firma beteiligt sei, zur Verfügung. Sie seien durchweg schon vergeben. 60 weitere Wohnungen befänden sich im Bau. Im ganzen soll es noch 600 Wohnungsuchende geben, 300 Familien sollen noch getrennt leben. Sie müssen bei der Wohnungsvergabe bevorzugt behandelt werden. Daher ist auch die Wohnungsuchendenliste am 1. November 1954 vorläufig gesperrt worden. Das Investitionsprogramm 1954/59 sieht für den Sozialsektor 8,8 Millionen DM vor. Hiervon sind 2,8 Millionen DM für Neubauwohnungen bestimmt. Wahrscheinlich werden im Laufe dieses Sommers auch die entsprechenden Mittel der Landesregierung hereinkommen, so daß die Planungen verwirklicht werden können. Vorgesehen ist auch der Bau neuer Waschkäuen, Aufenthaltsräume und einer neuen Lehrwerkstatt.

Die erste diesjährige Betriebsvollversammlung fand den großen Kantinensaal der Lindener Eisen- und Stahlwerke dicht besetzt. Betriebsratsvorsitzender Otto Loth wies darauf hin, daß mit der Übernahme der Lindener Eisen- und Stahlwerke durch Rheinrohr alle wieder das Glück eines festen Arbeitsplatzes zu schätzen wüßten. Er umriß die Entwicklung seit der Übernahme im Frühjahr 1952 und ging auf die Schwierigkeiten ein, die seither mit Erfolg überwunden werden konnten. Er dankte allen, die direkt und indirekt an der Aufwärtsentwicklung mitgeholfen haben, und sagte: „Wenn in der Form wie bisher weitergearbeitet und ausgebaut wird, können wir mit Ruhe in die Zukunft schauen.“ Die Überdachung der mechanischen Werkstatt ist vollendet, die Erweiterung der Putzerei genehmigt. Er zeigte den Erfolg der Kohlen- und Kartoffelaktion auf und gab bekannt, daß die von ihm am 1. Januar 1954 ins Leben gerufene Sterbe- und Notfalls-Unterstützungskasse, die von der gesamten Belegschaft gegen einen monatlichen Beitrag von 1 DM getragen wird, im abgelaufenen Jahr in vier Sterbefällen und 16 Unterstützungsfällen bereits 1280 DM auszahlen konnte. Geschäftsführer Berger unterstrich die Darlegungen des Betriebsratsvorsitzenden und gab noch einige verheißungsvolle Aufschlüsse über die Lage des Werkes.

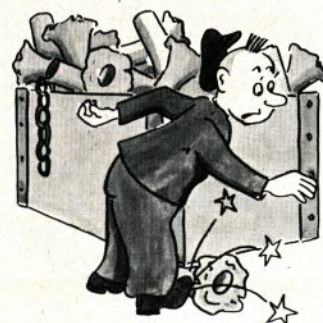


Versehrte haben ihre Ehrenplätze

Theodor

DER SPÄTZUNDER

Bild und Text von Heinz Sonntag



Auf seinem Wege liegt ein Brocken. er stößt daran und ist erschrocken.

Die Unfallkurve senkte sich 1954

Aber es ereigneten sich noch 1286 Unfälle im Mülheimer Werk

„Das Eis ist gebrochen“, schreibt Sicherheitsingenieur Heinemann in seinem Unfallbericht über das Jahr 1954. Seit 1950 gab es erstmals im vergangenen Jahr eine fallende Unfallkurve. Gegenüber 1953 ist ein Rückgang von 81 Unfällen = 6% zu verzeichnen. Das Werk Mülheim hatte bei durchschnittlich 8000 Betriebsangehörigen aber noch 1286 meldepflichtige Unfälle, so daß nahezu jeder sechste einen Unfall hatte. Im einzelnen gliedern sich die Betriebsunfälle nun auf in 1151 leichte, 62 mittlere und 4 schwere Unfälle sowie 1 Unfall mit tödlichem Ausgang. Die günstige Entwicklung zeigt sich aber nicht nur in der verminderten Anzahl der Unfälle, sondern auch in ihrer Schwere. Sicherheitsingenieur Heine-

Wußten Sie schon . . .

daß nach Untersuchungen der westdeutschen Gewerbeaufsichtsämter über zwei Drittel von den 36 700 Betriebsunfällen in den Jahren 1952 und 1953 auf persönliches Verschulden zurückzuführen waren und daß dabei die Nichtbeachtung, falsche Benutzung oder mangelhafte Instandhaltung von Schutzvorrichtungen, das Übertreten von Vorschriften und sonstiges fahrlässiges Verhalten mit insgesamt einem Drittel aller Unfallursachen an der Spitze der Erhebung stehen?

daß seit der Eröffnung des neuen westdeutschen Patentamtes im Jahre 1949 in München bis jetzt schon wieder 240 000 westdeutsche Handelsmarken registriert worden sind, daß diese Neueintragung notwendig war, nachdem die Alliierten nach dem letzten Weltkrieg den Rechtsschutz der bis 1945 beim früheren Reichspatentamt registrierten 565 000 Handelsmarken aufgehoben hatten und daß von den vor 1939 im Ausland geschützten Handelsmarken, die während des Krieges und der ersten Nachkriegszeit blockiert und zum Teil enteignet worden waren, inzwischen 30 000 Marken den deutschen Unternehmen zurückgegeben wurden?

mann ist daher der Ansicht, man soll die Unfälle nicht nur zählen, sondern auch wägen; denn die schweren Unfälle sind beispielsweise von zehn auf vier zurückgegangen, und bei den mittleren und leichten traten größere Verlagerungen ein.

Nur 2% der Unfälle sind auf die technischen Einrichtungen zurückzuführen. Fehlerquellen wurden umgehend abgestellt. Die übrigen Unfälle haben folgende Ursachen:

- 47% Unvorsichtigkeit und Fahrlässigkeit,
- 43% menschliche Unzulänglichkeit,
- 5% Unvorsichtigkeit anderer,
- 3% Verstoß gegen Vorschriften.

Hierbei ist allerdings zu berücksichtigen, daß sich unter den Belegschaftsmitgliedern allein 800 Neulinge befinden, denen schneller Fehler unterlaufen. Der Durchschnitt der Betriebsunfälle in den 26 Abteilungen des Werkes beträgt für das vergangene Jahr 15%. Über diesem Durchschnitt liegen folgende Abteilungen: Stahlwerk 28%, Rohrwerk II 26,4%, Verzinkerei 26,3%, Preßwerk 25%, Eisenwerk 24,4%, Blechwerk 21,6%, Hochdruckabteilung 21,3%, E.-B.-Rangierbetrieb 20,4%, Stahlbau 19%, Rohrwerk IV 18,5%, Rohrwerk I 16,9%, Schweißwerk 16,5%. Die Verbandstation leistete in 68 019 Fällen Erste Hilfe; der Krankenwagen führte 1127 Krankentransporte bei 13 330 Fahrkilometern aus. Außer dem menschlichen Elend, das Unfälle mit sich bringen, muß aber auch die wirtschaftliche Seite betrachtet werden. So wurde bei sechs Werken der eisenverarbeitenden Industrie festgestellt, daß im Durchschnitt jeder Unfall rd. 870 DM kostet.

Natürlich denkt das Werk auch an weitgehende Sicherheitsmaßnahmen. So wird die Schutzkleidung auf dem neuesten Stand gehalten (Ohrenschützer, Tempex-Bekleidung, Handschuhe, Gamaschen, Schutzbrillen). Gut bewährt haben sich beispielsweise die im Stahlwerk ausprobierten Bakelithelme, so

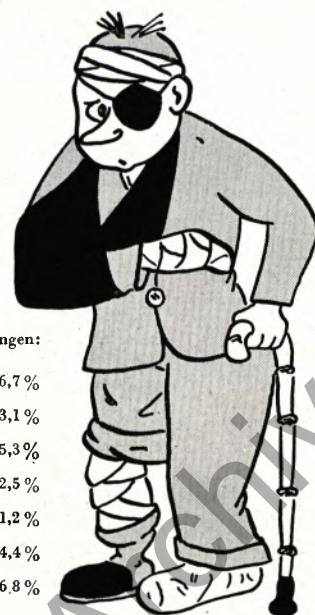
Art der Verletzungen:

Kopf	6,7%
Augen	3,1%
Arme	5,3%
Hände	32,5%
Körper	11,2%
Beine	14,4%
Füße	26,8%

So auszusehen, empfiehlt sich nicht

daß ein größerer Posten bestellt wurde. Allerdings ist das Werk bei seinen Maßnahmen zur Verhütung von Unfällen auf die Mitarbeit der Belegschaft angewiesen. Daß es daran aber noch sehr hapert, mag folgendes Beispiel beweisen: Während einer Unfallwoche wurde in Verbindung mit der Polizei eine Fahrradkontrolle durchgeführt. Dabei mußten 25% der kontrollierten Räder beanstandet werden. Auch ein großer Teil der Verletzungen im Werk wäre vermeidbar gewesen, wenn die Werksangehörigen die verbilligt gelieferten Sicherheitsschuhe sowie die kostenlos zur Verfügung gestellten Gamaschen und Schutzbrillen getragen hätten. Der oben abgebildete „Unfallsünder“ veranschaulicht deutlich die Art der Verletzungen. In Zukunft werden die Anfang des Jahres für jeden Betrieb ernannten Unfallbeauftragten in Zusammenarbeit mit der Arbeitsschutzstelle jeden Verstoß gegen die Sicherheitsvorschriften ahnden. Sie wollen und sollen aber auch helfen, Unfallquellen zu beseitigen.

Auch im Werk Dinslaken nahm die Unfallkurve einen günstigeren Verlauf als im Vorjahr. Bei 382 Belegschaftsangehörigen ereigneten sich im vergangenen Jahr 43 meldepflichtige Unfälle. 1953 waren es noch 48 Unfälle.



„Der Kerl, der das hierhergelegt, verdient, daß man dafür ihn schlägt!“

So schimpft er und bewegt sich fort. Der Brocken liegt noch immer dort.

Beim Rückweg aber, man hört's krachen, muß Theo einen „Körper“ machen.

Jetzt endlich räumt er wütend auf, nimmt keinen weiteren Sturz in Kauf.

Steckenpferd



PARADE

KEGELJUNGE RETTETE SICH

Für viele innerhalb der Rheinrohr-Familie ist der Kegelsport zum Firmensport Nr. 1 geworden. Unser letzter Kegelabend ging mit voller Besetzung (Chefs, Sekretärinnen und den übrigen Gefolgsleuten) und vollem Erfolg über die Bühne. Unser 1. Chef beschäftigte sich mehr mit seinen Zigarren als mit seinen beiden reizenden Nachbarinnen. In puncto Kegeln bemühte er sich erfolgreich, die rechten und linken Bauern zu verschonen. Darin eiferte ihm der 2. Chef würdig nach. Um so besser verstand er es, mit Witz und Ausdauer eine große Gesellschaft zu unterhalten. Den größten Heiterkeitserfolg jedoch erzielte ein Vertreter der beliebten und gemeinhin mit „gemütlich“ bezeichneten Kategorie Männer, als er beim Mannschaftskegeln seine „volle“ Persönlichkeit zu Gunsten seiner Mannschaft mit in die Waagschale werfen wollte. Vom äußersten Ende des Saales nahm er einen Anlauf und fegte in rasantem Sturm auf die Kegelbahn zu. Aber er hatte dermaßen viel Schwung, daß er unmittelbar nach dem Wurf, über die Begrenzungsschnur schießend, mit dem Boden Bekanntschaft machte. Das aus seiner Beschaulichkeit aufgestörte Glöckchen bimmelte erregt. Der Kegeljunge aber hatte sich durch einen kühnen Sprung schnell gerettet. Als die Lachsalve verebbt war und die Jury entschied, dieser Wurf könne nicht gelten, da die Kugel ja halbwegs bis ans Brett herangetragen worden sei, brummte er verärgert in sein Bärtchen à la Menjou etwas von Mißverstehen und Böswilligkeit. Zur Ehre der Beteiligten muß aber gesagt werden, daß dieser Kegelabend durchaus genau so harmonisch wie alle anderen verlaufen ist und zu größten Hoffnungen für nachfolgende Kegelabende berechtigt. W. Busch würde sagen:

Wenn jemand, der mit Müh' soeben die Kugel wirft (und meist daneben), schon meint, daß er ein Kegler wär', so irrt sich der!

Sc

VON 13 ERRANGEN 12 EINEN PREIS

(Der Hauswirt war dagegen)

Seit rund 35 Jahren betreibt Otto Loth, Betriebsratsvorsitzender der Lindener Eisen- und Stahlwerke GmbH, schon den Reisebrieftaubensport. Mit welcher Liebe er an seinen Tieren hängt, das beweist die folgende Episode: Als er nach Hannover kam, fand er bei seinem Hauswirt wenig Verständnis für diesen Sport bzw. für seine gefiederten Hausfreunde.



Otto Loth überlegte nicht lange und legte sich für diesen Zweck einen Garten zu, in dem er nun ungestört seiner Lieblingsbeschäftigung nachgehen konnte. Wenn Otto Loth von seinen Tauben erzählt, dann erwähnt er nicht nur seine Erfolge, sondern auch die starken Verluste des letzten Jahres, die nach seiner Ansicht auf Radargeräte zurückzuführen sind. Unvergesslich bleiben ihm seine beiden blauen Vögel, welche als Geschwister-Nestpaar gemeinsam

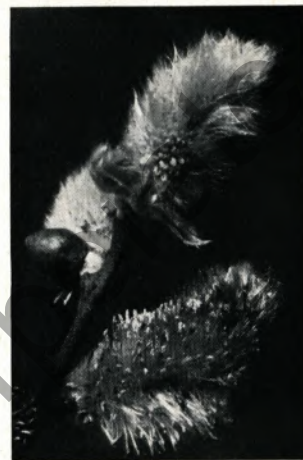
in vier Jahren 65 Erfolgsserie wurdebrochen. Auch von erzählt er gern: an einem Wettflugsonntag errangen von 13 eingesetzten Tauben 12 Spitzenpreise. Nach getaner Arbeit finden wir Loth meistens bei seinen Tauben. Das ist für ihn die schönste Erholung und Entspannung. Wir wünschen ihm ein gutes Reisejahr.

Wettflugpreise errangen. Diese dann durch den Krieg unter seinem bisher besten Ergebnis

Gerhard Horn, Hannover-Linden

EIN WAHRES KATZENDURCHEINANDER

Kätzchen! Wer denkt was bei diesem Wort? Margot streichelt ihren Angorapullover und denkt an die Katzensucht zu Hause.



Ihr männliches Gegenüber denkt an das Kätzchen Margot mit den hübsch lackierten Krallen (Verzeihung, Krällchen). Und der Amateurfotograf geht hinaus in die Natur, pflückt (verbotenerweise) Kätzchen und bringt sie in sein Atelier. Um sie allerdings entsprechend aufs Bild zu bringen, bedarf es sorgfältiger Überlegung. Fehlt doch die natürliche Umgebung! Dennoch soll die Zartheit der Blüten erhalten bleiben. Daher auch der dunkle Hintergrund. Er erzielt eine plastische Wirkung.

Es darf aber nicht allzusehr nach Atelier aussehen. Besonders wichtig ist der richtige Ausschnitt, der bei Nahaufnahmen möglichst wenig, dieses aber sehr groß zeigen soll. Zu den technischen Voraussetzungen gehören: eine Kamera, die sich für Nahaufnahmen eignet, zwei Lampen und eventuell ein Blitzlicht, das die Belichtungszeit verkürzen hilft. H. Bartl, Mülheim

LOHNENDE NÄCHTLICHE STREIFZÜGE

Immer mehr Freunde erwirbt sich die Nachtaufnahme. Allerdings wird vorerst noch manches Foto daneben, „glücken“, ehe Meisterschaft erreicht ist. Immerhin lohnen sich solch nächtliche Streifzüge. Selbst Industriestädte gewinnen dabei ein ganz anderes, fast romantisches Aussehen. Dieses gutgelungene Bild von der „Mausefalle“ in Alt-Mülheim brachte Heinz Krogoll von der Mülheimer Versandabteilung zur Redaktion der Werkzeitung. Den etwas zu dunklen Vordergrund hellte er durch zweimaliges Belichten auf.



Bl. 5,6; Belichtungszeit 2 Min.; 23/10 DIN-Film

Reisen ist mein Hobby und macht froh

Was Rheinrohr-Angehörige auf ihren Fahrten im letzten Jahr erschauten und erlebten

Viele werden sich bei der Überschrift angesprochen fühlen und zustimmend nicken. Ingeheim werden sie einen sehnsüchtigen Blick auf den Kalender mit den schon vorgemerkten Urlaubstagen werfen und den letzten Urlaub noch einmal schnell Revue passieren lassen. Für alle die vielen Werksangehörigen, die sich auch dem Reisen, dem Süden und dem Zelten verschrieben haben, berichten heute Waldemar Letzel und Heinz Ternieden von ihrer letzten „großen Fahrt“.

*

Der letzte Sommer, der so arm an Sonne und recht trostlos war, rief die schlummernde Sehnsucht nach dem sonnigen Süden mit seinem strahlendblauen Himmel mehr denn je wach. Und so entschlossen wir uns, eine länderkundliche Fahrt mit Bus und Zelt mitzumachen.

Unser Ziel war Italien, das Sonnenland ewiger deutscher Sehnsucht, voller Wunder abendländischer Größe. Nach einer eindrucksvollen Fahrt durch die Schweiz und der Überquerung des Alpenmassivs stiegen wir von der Höhe des klima- und völkerscheidenden Sankt Gotthard hinab in das Sonnen- und Weinland der oberitalienischen Seen und kamen nach Mailand, der modernen und an Kunstschatzen so reichen Metropole der Lombardei. Wir besuchten die ehrwürdige Certosa von Pavia. Überwältigt von der Fülle der märchenhaft schönen, subtropischen Flora und neuer, dem nordischen Beschauer unbekannter Lebensformen südlichen Temperaments, kamen wir über den größten Mittelmeerbahnhof Genua ans ewigblaue Meer, an die italienische Riviera.

Weiter ging die Fahrt unter schier ewigblauem Himmel hinauf und hinab, durch Palmen-, Oliven- und Zypressenhaine, vorbei an Gärten und Anlagen in verschwenderischer Fülle, über Viareggio und Pisa mit seinem „schiefen Turm“ nach Florenz, einer an Kunstwerken besonders reichen Stadt. Wir besuchten Siena, ein sehr gut erhaltenes mittelalterliches Städtchen, und stürzten uns froh und losgelöst, Erfrischung suchend in die kühlen Wellen des Bolsenasees. Vor allem aber erlebten wir Rom, die „Ewige Stadt“ auf den sieben Hügeln. Besonders beeindruckt waren wir von der Peterskirche, und immer wieder suchte der Blick die in flirrendem Sonnenlicht leuchtende, alles überstrahlende Kuppel. Über Monte Cassino kamen wir zum Golf von Neapel, besuchten das geschichtliche Pompeji und erlebten im

vielbesungenen Sorrent ein Volksfest. Ein ganzer Tag aber gehörte der zauberhaften Insel Capri, dem Endziel unserer Fahrt. Auf der Rückfahrt grüßte noch einmal die Kuppel von St. Peter herüber, und wir kamen über Assisi an die Küste der blauen Adria. Hier verlebten wir einen herrlichen Ruhe- und Badetag in Rimini am Strand, und weiter ging es über Ravenna, Ferrara und Padua nach Venedig, der Marmorstadt an der Lagune. Nach einer letzten Rast am lieblichen, in Orangen- und Zitronenhaine gebetteten Gardasee ging es über die herrliche, 52 km lange, weltberühmte Grottenstraße durch das schöne Südtirol über den Brenner nach Innsbruck und immer weiter, bis wir, müde von all dem Geschauten, aber zufrieden und überglücklich darüber, daß wir diese Reise erleben durften, wieder zu Hause waren.

Nur eine Zeltfahrt, aber doch ein unwiederbringliches Erlebnis! Der Verzicht auf manche Annehmlichkeit und liebe Gewohnheit wird nicht nur durch die erhebliche Ersparnis aufgehoben, sondern er wird ausgeglichen durch Erlebnisse ganz eigener Art, wie sie eben

nur bei dieser Art des Reisens möglich sind. — Wo ist man Gott näher als draußen in der Natur, fernab von all dem lauten Getriebe der Welt? Haben wir nicht alle zu später Stunde andächtig vor unseren Zelten gesessen hoch am Berg, über uns der südliche Sternenhimmel, um uns Frieden und Stille und unter uns das Meer mit dem ewiggleichen Wellenschlag, umrahmt von der Lichterkette der Dörfer und Städte? Wer möchte sie missen, die Abende, verbracht in froher Runde bei italienischem Wein und deutschen Liedern, die ganze Reisegesellschaft eine Gemeinschaft?

Die Erinnerung an diese ungetrübten Sonnentage war uns Trost in so mancher trüben Stunde, und mit der höher steigenden Sonne eilen unsere Gedanken und Wünsche neuen, unbekannten Ferenzielen entgegen. Die Möglichkeit, fremde Länder und Völker kennenzulernen, ist geradezu verlockend und wird uns eigentlich nur auf diese Weise erschlossen. Wir jedenfalls werden eines Tages nochmals auf „große Fahrt“ gehen, und wieder mit Bus und Zelt.

Waldemar Letzel, Mülheim

Mit Motorroller, Zelt und Kochtopf nach Italien

Mit 120 Märkli pro Nase und 14 Tagen Urlaub wählten wir uns Italien aus. Morgens hatten wir noch in Frankfurt gefrühstückt, und drei Tage danach waren wir schon an der italienischen Grenze, am Brenner. In Bozen erschloß sich uns zum erstenmal der Süden. Die Hitze wurde am Anfang für uns in der Beziehung nicht sehr Verwöhnnte unerträglich, die Luft flimmerte. Wir dachten an die Ermahnungen von zu Hause: „Zieht euch warm an...“ Weiter ging die Fahrt bis Trient. Es trennte uns nur noch ein Bergrücken von

unserem Ziel, dem Gardasee. Abends erreichten wir dann Riva mit dem einmalig schönen Blick auf den See. Viel zu schnell war der erste schöne Ferientag in Italien zu Ende. Zwischen Salò und Desenzano schlugen wir für vier Tage gleich am See unser Zelt auf. Dort machten wir die Bekanntschaft mit Paolo, einem echten Vertreter der italienischen Händler, der es wunderbar verstand, uns Waren zu verkaufen, die wir eigentlich gar nicht wollten. Auch rechnete er uns Sachen an, die wir nicht gekauft hatten. Merkten wir den Schwindel, dann schimpften wir ihn einen „Bandito“. Er aber behielt seine Ruhe und antwortete nur lächelnd: „Sì, sì.“ Tagsüber hielten wir uns mehr im Wasser als auf dem Lande auf. Bei 40 Grad im Schatten versteht sich das. (Da kann man nur sagen: „Fahr'n Sie nicht zum Nordpol...“)

Leider blieb die Zeit nicht stehen. Für die Rückreise hatten wir nur noch vier Tage. Sie ging über Mailand am Lago Maggiore entlang. Unser letztes Bündel Lire tauschten wir gegen süffigen Chianti für die Daheimgebliebenen ein. Braungebrannt und gut erholt konnten wir nachher unsere Arbeit zu Hause wieder antreten.

Heinz Ternieden, Mülheim

*Weit in die Ferne
schweiften die trunkenen,
freudigen Blicke.
Überall Leben,
üppiges Streben,
überall Sonnenschein.*

THEODOR KÖRNER

WIE SPINNEFEX IM FITTINGSWERK BEINAHE VERHUNGERT

Es war 16 Uhr und gleich Feierabend im Fittingswerk Lierenfeld. Im Packraum des Fertiglagers wurden die letzten vollen Körbe abgewogen und an den Tisch gefahren, um anderntags zugenäht zu werden. Wir freuten uns schon, daß die Tagesarbeit getan war, aber – zu früh!

Denn plötzlich stürmte der Versandleiter herein und sprach mit dem Vorarbeiter. Es schien sich wieder – wie immer, wenn er sich bei uns sehen ließ – um etwas „Brandeiliges“ zu handeln. Gleich darauf kam Bernhard, unser Vorarbeiter, und erklärte, daß morgen in aller Frühe ein Waggon käme, in den die 40 Fässer, die im neuen Lager ständen, verladen würden. Diese sollten heute abend noch herübergeschafft und abgewogen werden, Vier Packer sollten länger hierbleiben.

Als die Schelle Feierabend verkündete, nahmen wir jeder eine Stechkarre und fuhren zum neuen Lagerraum hinüber; erst über den Hof, quer durch eine große Halle, über die Gasse und dann in das Gebäude, in dem sich neben der Dreherei das neue Lager befand. Dort standen zwischen den hohen, fast bis ans Dach reichenden Regalen die Fässer in langen Reihen, schon fertig vernagelt und auf ihren Abtransport wartend.

Mit dem Rengel kippten wir sie auf unsere Karren und fuhren damit zurück zum Packraum, in dem die große Waage stand und der Vorarbeiter die Gewichte notierte. Die abgewogenen Fässer wurden dann im Hof abgestellt. Jeder von uns mußte zehnmal fahren. Es war ein weiter Weg und gar nicht so einfach, die schweren Fässer, die alle ihre 7 bis 8 Zentner wogen, richtig zu balancieren. Bei der Herumkutschiererei wurden die Arme lahm und die Knie weich, und man war froh, wenn man sich einen Augenblick verschlafen konnte. Nach einer Stunde war es aber geschafft.

Wir standen um die Waage und warteten auf den Packer, der das letzte Faß bringen sollte. Dieser war ein dünnes, schwächliches Kerlchen, darum hatte er den Spitznamen „Der Spinnefex“ erhalten. Er hatte die Schlüssel mitgenommen, um drüben gleich abzuschließen. Aber er ließ sich Zeit. Bernhard meinte: „Sicher ist er mit dem Faß hochgekippt und hängt nun oben an der Stechkarre und kann nicht herunter!“ „Der war heute sowieso noch dünner als sonst; vielleicht ist er mitten durchgebrochen?“ vermutete ein anderer. Wir lachten alle. Bernhard schickte „Bubi“, unseren Jüngsten, los, nach ihm zu suchen.

Er blieb nicht lange fort. Als er zurückkehrte, machte er ein ratloses Gesicht. Drüben das Lager sei abgeschlossen und unterwegs keine Spur von dem Vermißten. Wir lachten ihn aus, einer meinte sogar: „Ruft doch mal an, ob er nicht mitsamt Karre und Faß beim Pförtner durch ist!“ „Das kann sein, der will das sicher verkloppen und Speck dafür kaufen, damit er dicker wird!“ So wurde geulkt; aber als Spinnefex nach einer halben Stunde noch nicht da war, gingen wir allesamt suchen, doch er schien wie vom Erdboden verschluckt. Einer wurde zum Meister der Dreherei geschickt; dieser hatte auch einen Schlüssel zum neuen Lager, und für alle Fälle wollten wir dort auch nachsehen. Obwohl er ja kaum drin sein konnte, denn er hatte doch selbst abgeschlossen – so dachten wir! Der Meister war jedoch schon nach Hause gegangen. Als wir noch standen und beratschlagten, kam der Nachtwächter, der um 18 Uhr seinen Dienst antrat. Wir erzählten ihm, was los sei, und er holte schnell seinen Schlüsselbund und öffnete den Lagerraum. Wir gingen alle zusammen hinein; doch als wir an den ersten Regalen vorbei waren, blieben wir verblüfft stehen, dann brachen alle wie auf Kommando in brüllendes Gelächter aus. Es war aber auch ein Bild für die Götter, was sich da

unseren Augen bot: Unser Spinnefex lag platt bäuchlings auf dem Boden. Die Karre und das Faß waren so auf ihn gefallen, daß seine Beine unter den Handgriffen der Stechkarre eingeklemmt waren und er sich aus eigener Kraft nicht befreien konnte. Wie eine Ratte in der Falle war er gefangen. Sein Gesichtsausdruck war nicht zu beschreiben. Durch unser Gelächter wurde er aber noch wütender und spie Gift und Galle. Als wir ihn aber mit vereinten Kräften von seinem Alldruck erlöst hatten, befühlte er erst sämtliche Knochen. Aber er hatte Glück im Unglück gehabt und war mit Schrammen davongekommen.

Am anderen Tage stellte sich heraus, daß der Meister der Dreherei das Lager – wie immer – abgeschlossen hatte, als er nach Hause ging; denn verschentlich hatte ihn niemand benachrichtigt, daß wir länger arbeiteten und das Lager offen bleiben sollte. Durch den Lärm der Spätschicht konnte er die Rufe des Verunglückten nicht hören.

Natürlich brauchte unser Spinnefex die nächste Zeit für Spott nicht zu sorgen; sein Abenteuer wurde immer wieder neu aufgewärmt, und er konnte nur noch trocken hinzufügen: „Ja, wenn ihr Knallköpfe mich nicht gefunden hättet, wär' ich da glatt verhungert!“

Hans Renselmann, Düsseldorf

Abschiedsrede einer Sekretärin an ihren Chef

Ich wollte mich jetzt verabschieden, Herr Direktor, ich war doch heute den letzten Tag im Betrieb, weil ich mich verheirate.

Das hätten Sie nie geglaubt? Ich sei eine treulose Tomate? Das dürfen Sie nicht sagen! Sehen Sie, Herr Direktor, als ich vor sieben Jahren zu Ihnen kam, war ich noch jung, sehr jung. Ich wußte noch nicht einmal, wann Sie schlechte Laune haben, und wann nicht. Aber heute? Heute spüre ich sozusagen schon an Ihrem Schritt, wenn Sie morgens kommen, was die Glocke geschlagen hat.

Niemals hätte ich früher geglaubt, daß sich eine Frau, o verzeihen Sie bitte, eine Sekretärin so auf einen Mann, o verzeihen Sie abermals, auf ihren Direktor so einstellen kann.

Ich sagte Ihnen, wann Sie gehen mußten, um eine wichtige Angelegenheit zu erledigen, und ich riet Ihnen manchmal ab, sich mit irgend jemand zu treffen. Oft hatte ich recht, aber Sie behaupteten leider grundsätzlich das Gegenteil. Ich schwieg, denn ich wußte,

daß das Eingestehen gegen Ihre männliche – o Verzeihung – direktoriale Würde ging.

Als ich den Mann kennenlernte, den ich morgen heiraten werde, da bemerkten Sie das zuerst an meiner Vergeßlichkeit im gewohnten Tagesablauf.

Nun ist es so weit. Ich gehe. Ich scheide mit Trauer; das ist wahr, denn sieben Jahre, weiß Gott, sind eine lange Zeit. Und ehe ich mich wieder daran gewöhne, was der andere Mann, der nun in mein Leben tritt, für merkwürdige Bewegungen macht, wie er den Hut an den Garderobenständer hängt, oder was er zu meckern hat, wenn ich mal nicht so bin, wie er es sich wünscht, da werden wohl abermals sieben Jahre vergehen.

Nichts für ungut. Leben Sie wohl! Und wenn Sie bei meiner Nachfolgerin nicht gleich die Akten finden, rufen Sie mich ruhig an, wir haben Telefon.

Und – vergessen Sie nicht – morgen früh um 10 Uhr ist die wichtige Sache mit Lohmann und Söhne!

Von E. C. Christophé

Wenn Petrus schönes Wetter schickt...

Männer und Kinder haben Wünsche und Frühlingssorgen

Endlich wird es so richtig grün! Die in diesem Jahr besonders ausdauernde weiße Pracht ist vorüber. Anfangs freuten wir uns ja richtig daran, und vor allem die Kinder hatten ihren Spaß an diesem echten weißen Winter. Dann aber war es genug und zuviel.

Selten sind wir Winter, Schnee, Kälte und kalte Winde so leid gewesen wie in diesem Jahr. Die Kohlen schrumpften ungeachtet aller vorsorglichen Berechnungen rapide, und es schien manchmal, als wolle es nie mehr warm werden. Einziger kleiner Trost, daß Frühling und Sommer ja schließlich einmal kommen mußten und dieser Zeitpunkt mit jedem fälligen Blatt am Kalender unweigerlich näher heranrückte. Eine einzig große Hoffnung ist, daß dieser abnorm lange harte Winter vielleicht einen besonders schönen Sommer einleiten wird. Jetzt sind wir aber über den Berg oder — besser gesagt — über das dicke Wintertief. In den großen Kaufhäusern lockt es bunt und freudig. Zartes Blau und Rosa und Gelb in allen Schattierungen scheinen ganz große Mode zu sein. Da ein neuer Mantel — endlich einmal — fällig ist, hat die farbenfreudige Pracht besondere Anziehungskraft. Sie wird sozusagen mit Interessentenaugen begutachtet. In den letzten Jahren waren immer die Kinder wichtiger. Es galt in erster Linie, diese sauber und ordentlich zu kleiden. Nun sind sie aber aus dem Gröbsten heraus, und es ist ein solider Kindergarderobenbe-

stand vorhanden. Die beiden Jüngeren maulen zwar oft, daß sie die Kleider der Großen „erben“, und möchten am liebsten so schnell wachsen, daß auch ihnen alles bald zu eng und zu kurz ist. Aber — da hat zum Glück Mutter Natur ein Einsehen mit den Müttern. Sie läßt die kleinen Bäumchen nicht auf einen Ruck in den Himmel wachsen.

Die kurze „Atempause“ wollen wir also schnell nutzen, einmal auch an uns zu denken. ER möchte ja gern etwas besonders Hübsches und kommt bei dem seltenen gemeinsamen Geschäftsbummel mit recht verlockenden Vorschlägen. Doch — das neue „gute Stück“ soll ja schließlich auch noch mindestens im kommenden Jahr, wenn nicht sogar (erfahrungsgemäß) im übernächsten (und mehr?) hübsch und tragbar sein. Da gilt es zu überlegen, ob es zu dem vorhandenen Bestand paßt, nicht allzu schnell aus der Mode kommen wird — also nicht auffallend modisch ist — und daß es auch in der Farbe nicht überempfindlich und einseitig ist. ER bekommt dann zum Ausgleich und Trost eine Krawatte, die er sich so farbenfreudig und schick aussuchen kann, wie er will. Und wenn dann für die beiden Jüngsten ihre „geerbten“ hübschen Baumwollkleider mit einer der lustigen, praktischen Borden „auf neu gezaubert“ werden, so sind sicherlich auch sie zufrieden und stolz. Schickt Petrus bald schönes Sonnenwetter, so können wir vielleicht alle



Wie draußen in der Natur, so leuchtet hier auf dem Gesicht der Mutter frohe Zufriedenheit, die der Fotograf in dem Glück von Mutter und Kind festgehalten hat

schon in der neuen Pracht einen gemeinsamen Sonntagsspaziergang machen. Zu einem solchen Sonntag gehört dann gutes Essen, ein bißchen Faulheit und behagliches Kaffeetrinken draußen.

Bis es so weit ist, liegt allerdings noch viel Arbeit vor uns. Der Hausputz will noch erledigt sein, damit der Winter so richtig nach Hausfrauenart in die Flucht geschlagen wird. ER muß bis dahin noch die Gartenmöbel frisch streichen. Beim ersten warmen Sonnenstrahl wollen wir schließlich — und sei es auch nur auf ein Stündchen — in die Sonne und die frische Frühlingsluft. Unsere Jüngste hat die Versetzung hinter sich und ist sehr stolz darauf, diese erste kleine Hürde mit Erfolg genommen zu haben.

So hat jeder von uns seine Sorgen, Aufgaben und Freuden. Die Sorgen und Aufgaben treten auch ohne unser besonderes Zutun an uns heran. Für die großen und kleinen Freuden jedoch müssen wir schon aufgeschlossen und willig sein. Die meisten, und gerade die echten, kosten übrigens gar nicht viel Geld. Wie wär's für den Anfang mit einem frohen Frühlingsfreuen an dem ersten blaßblauen Krokus, der seine Nase aus der wiedererwachenden Erde steckt? B. Reichert, Düsseldorf



Die weite Landschaft ist vom Glanz der Frühlings- sonne überstrahlt, und die drei, die sich darin freuen, die junge Frau, das Kind im Wagen und der Hund, der sie als treuer Wächter begleitet, sind mit der Kamera geschickt eingefangen. Eine feiertägliche Stimmung liegt über dem Ganzen

ZAHLN SIE ZUVIEL STEUERN?

Unser Gesetzgeber hat Ende 1954 ein Steuerneordnungsgesetz verkündet, wonach ab 1. Januar 1955 auch für sämtliche Arbeitnehmer im Rahmen der Lohnsteuerermäßigung neue Bestimmungen in Kraft treten. Leider liegen bis heute die Neufassungen der Lohnsteuer-Durchführungsverordnungen und der Lohnsteuer-Richtlinien 1955 noch nicht vor, und es kann somit z. Z. über die Auswirkung der Steuerreform nur so weit berichtet werden, als diese Änderungen aus der gesetzlichen Neufassung hervorgehen.

Neu eingeführt wurde vom Gesetzgeber der *Altersfreibetrag*. Unverheiratete Arbeitnehmer in der Steuerklasse II und Arbeitnehmer in der Steuerklasse III erhalten einen Altersfreibetrag von 720,— DM jährlich, wenn sie mindestens 4 Monate vor Ende des Kalenderjahres das 70. Lebensjahr vollenden; d. h., für 1955 ist die vorstehende Bedingung bei einer Geburt am 1. September 1885 oder früher erfüllt. Die Vollendung des 70. Lebensjahres zur Erreichung des Freibetrages genügt auch dann, wenn sie bei dem nicht arbeitenden Ehegatten vorliegt.

1. Fahrten zwischen Wohnung und Arbeitsstätte

Die Prüfung, ob es sich im Einzelfall um notwendige Werbungskosten handelt, entfällt ab 1955. Somit bleibt die Wahl des Verkehrsmittels und gegebenenfalls der Wagenklasse im Belieben des Steuerpflichtigen. Bei Benutzung eigener Kraftfahrzeuge (Kraftwagen, Motorräder und Fahrräder mit Motor) werden bestimmte Pauschsätze zugelassen, deren Höhe die Lohnsteuer-Durchführungsverordnung festsetzt.

2. Wohnungsbaudarlehen

Erstmalig können Arbeitnehmer ab 1. Januar 1955 Darlehen gemäß § 7c EStG zur Förderung des Wohnungsbaues steuerbegünstigt berücksichtigen lassen. 25% der hingegebenen Darlehenssumme sind als Werbungskosten abzugsfähig. Die Darlehen dürfen für

jede geförderte Wohnung 7000,— DM nicht übersteigen. Dieser Betrag erhöht sich bei Darlehen für Wohnungen in Eigenheimen, Kaufeigenheimen, Kleinsiedlungen und für Eigentumswohnungen auf 10 000,— DM. Diese Darlehen müssen zinslos hingegeben und in gleichen Jahresbeträgen getilgt werden. Die Laufzeit des Darlehens muß bis zur endgültigen Tilgung mindestens 10 Jahre betragen. Sie sind unmittelbar an den Bauherrn zu geben. Ferner ist Voraussetzung, daß es sich bei der Förderung des Wohnungsbaues um Wohnungen handelt, die sich in Eigenheimen befinden oder nach Kriegszerstörung aufgebaut werden.

3. Sonderausgaben

Soweit bei Kapitalansammlungsverträgen die 1. Rate vor dem 1. Januar 1955 eingezahlt worden ist, verbleibt es bei der notwendigen Vertragsdauer von 3 Jahren und bei der Verfügungsbeschränkung über das Konto bis zum Zeitpunkt eines Jahres nach dem Tag der letzten Einzahlung. Für alle Verträge, die nach dem 1. Januar 1955 abgeschlossen werden, müssen die angesammelten Beträge auf 7 Jahre (Alter über 50 Jahre) bzw. auf 10 Jahre (unter 50 Jahren) festgelegt werden.

Günstiger ist der Abschluß von Bausparkassenverträgen, da in diesen Fällen die gezahlten Beiträge nur bis zu 5 Jahren ab Vertragsabschluß festzulegen sind. Verwendet der Bausparer die angesammelten Beträge unver-

züglich und unmittelbar zum Wohnungsbau, so kann er bereits vor Ablauf der 5 Jahre ohne Gefährdung der Steuervergünstigung über die Sparsumme verfügen.

Der Abzugsfähigkeit von Spenden zur Förderung mildtätiger, kirchlicher, religiöser und wissenschaftlicher Zwecke sind Zahlungen für staatspolitische Zwecke, wozu insbesondere Parteibeträge gehören, gleichgestellt worden. Über die begrenzte und unbegrenzte Abzugsfähigkeit von Sonderausgaben hatten wir bereits (Werkzeitung Nr. 7, September/Okttober 1954) hingewiesen. Die dort unter Gruppe 1 festgelegten Höchstsätze sind ebenfalls geändert worden. Die ab 1. Januar 1955 gültigen Höchstbeträge sind aus nebenstehender Tabelle zu entnehmen.

Weitere Einzelheiten, insbesondere über „außergewöhnliche Belastungen“, werden im nächsten Heft mitgeteilt.

Da, wie bereits erwähnt, die endgültigen gesetzlichen und Verwaltungsbestimmungen noch nicht vorliegen, können nach neuester Mitteilung die Freibeträge, soweit sie im Kalenderjahr 1954 auf der Lohnsteuerkarte eingetragen waren, bis zum 31. Mai d. J. im Lohnsteuerabzugsverfahren noch berücksichtigt werden. Von diesem Zeitpunkt an können nur noch die neu eingetragenen Freibeträge anerkannt werden. Es wird daher empfohlen, Ermäßigungsanträge bis zu diesem Zeitpunkt bei dem zuständigen Finanzamt einzureichen.



M. Matzdorff berichtet:

Er sah wirklich nicht sehr schön aus, wie er so dastand in der Vase: verhutzelt, ausgetrocknet, dürr, wie tot. Vor ein paar Wochen noch peitschte ihn erbarmungslos der schneidende Ostwind, bis er eines Sonntags mit heimgebracht wurde vom Spaziergang. „Eher treibt eine Rosine Wurzeln als dieser Strunk Blüten!“ So meinten die Pessimisten. Die Optimisten aber lächelten. Der Zweig kümmerte sich nicht um die Skepsis der Welt. Er stand in frischem Wasser, nahe an der Heizung, in bizarrer Häßlichkeit. Nur 10 Tage lang! Dann aber lugten an den braunen Knospenkapseln kleine grüne Spitzen hervor. Und nach weiteren 10 Tagen waren die Spitzen größer und die unscheinbaren Knospen prall geworden. Es war geschehen:

Kirschzweig blüht in Berlin

Über Nacht hatte die treibende Kraft des jungen Lebens die Kapseln gesprengt, und, wie von Zauberhand angerührt, ist nun der einst leblose Zweig übersät mit dichten, zarten, weißleuchtenden Blütenbüscheln, ein einziger strahlend-sieghafter Gruß des Frühlings an die Menschen in Berlin.

Ungestüm jagt der Wind durch die Straßen. Das stört uns nicht mehr — wir halten uns an den Kirschzweig und an den Frühling! An den Frühling, der auch einmal für uns in Berlin anbrechen wird; denn der lange, qualvolle Winter, der uns bis jetzt durch alle Jahreszeiten hindurch umfängen hielt, ließ selten nur Frühling, Sommer oder Herbst für uns Wirklichkeit werden. Der neue Frühling bringt auch für uns neues Hoffen und bestärkt uns in der Zuversicht, daß wir einmal wieder frei sind, groß sind, berühmt sind, wie wir es früher waren, wir Berliner und unsere ehemalige Reichshauptstadt Berlin.

Sonderausgaben-Höchstgrenzen

Steuerpflichtige	für Ledige	für Verheiratete	für Verheiratete mit				
			1 Kind	2 Kind.	3 Kind.	4 Kind.	5 Kind.
bis 50 Jahre							
Voll abzugsfähig	800	1600	2100	2 600	3 100	3 600	4 100
darüber hinaus bis z. Hälfte abzugsfähig	800	1600	2100	2 600	3 100	3 600	4 100
steuerlich zu empfehlende Ausgaben	1600	3200	4200	5 200	6 200	7 200	8 200
davon steuerlich wirksam	1200	2400	3150	3 900	4 650	5 400	6 150
über 50 Jahre							
Voll abzugsfähig	1600	3200	4200	5 200	6 200	7 200	8 200
darüber hinaus bis z. Hälfte abzugsfähig	1600	3200	4200	5 200	6 200	7 200	8 200
steuerlich zu empfehlende Ausgaben	3200	6400	8400	10 400	12 400	14 400	16 400
davon steuerlich wirksam	2400	4800	6300	7 800	9 300	10 800	12 300

Walter und Edith

BAUTEN SICH IN MÜLHEIM
EINE NEUE EXISTENZ AUF

Wenn man ihm früher gesagt hätte, daß er bei „Thyssen“ einmal als Schaltwärter seinen Mann zu stehen habe, hätte er es nicht für möglich gehalten. Schaltwärter! Was war das überhaupt für ein Beruf? Walter Schneider hätte sich womöglich nichts darunter vorzustellen vermocht.

Und heute? — Heute ist er, der in jungen Jahren nicht nur dem Namen nach ein Schneider war, sondern mit Nadel und Faden umzugehen gelernt hatte, mit seinem neuen „Job“ vollauf zufrieden. Jawohl, Walter Schneider ist noch verhältnismäßig neu im Werk. Erst seit dem 17. Juni 1954 wird sein Name in den Akten der Personalabteilung geführt. Vor gut einem Jahr, da war er noch in Rußland, oder besser gesagt, da führte er noch das Dasein eines Kriegsgefangenen in der Sowjetunion. Er gehört mit zu den letzten Mülheimer Heimkehrern.

Herstelle und Bigge warten . . .

Burg Herstelle an der Weser erwartet auch in diesem Sommer wieder Rheinrohr-Angehörige zu zweiwöchigen Erholungsaufenthalten. Außerdem werden für die Hauptreisezeit, ab Ende Mai, in Bigge zusätzlich Erholungsplätze geschaffen. Insgesamt sind 18 Fahrten nach Burg Herstelle und 10 nach Bigge mit unserem Omnibus vorgesehen. Die Fahrtkosten trägt das Werk. Für Ehefrauen oder Ehemänner von Werksangehörigen beträgt der Tagespensionspreis 6,90 DM. Kinder bis zu 6 Jahren zahlen 50%, bis zu 10 Jahren 75% des Pensionspreises.

Aus der Erfahrung der Alten lernen

Um die Verbindung mit alten, bewährten Kräften, die früher am Aufbau unseres Werkes in Mülheim mitgeholfen haben, aufrechtzuerhalten, pflegt Betriebsdirektor Tichy in jedem Jahr ihm aus der Arbeit bekannte alte Meister und Persönlichkeiten zu einem Treffen einzuladen. In diesem Jahr nahm Dir. Dr. Baumgardt an diesem Zusammensein teil und wies darauf hin,

Nun hat es mit der Heimkehr des Walter Schneider eine ganz besondere Bewandnis. Als er nämlich am 29. Dezember 1953 nach Hause zurückkam, war er begleitet von Edith Hoepfner. Sie ist heute seine Frau. Er hatte sie im Lager Tapiau in Ostpreußen, das für ihn das Tor zur Freiheit wurde, kennengelernt. Gleich ihm hatte Edith dort auf ihre Heimkehr gewartet. Als junges Mädchen war sie 1945 von Berlin in den Ural verschleppt worden.

War es Liebe auf den ersten Blick, die sie diesem Manne, mit dem sie das gleiche harte Schicksal verband, folgen ließ? Wir glauben es schon.

Gemeinsam haben sie sich in der Heimat ein völlig neues Leben aufgebaut. Mit geradezu bewundernswertem Eifer hilft die junge Ehefrau — sie ist es übrigens seit dem 17. Juli 1954 — mit verdienen. „Wir haben uns doch noch soviel anzuschaffen“, meint sie.

Und Walter Schneider? Er ist bei seiner Arbeit ebenso glücklich. „Ich hatte mir das alles nicht so vorgestellt“, gesteht er. „Wissen Sie, schneiden, das hätte ich doch nicht mehr gekonnt. Wie lange habe ich das schon nicht mehr gemacht?“ — 1938 hat er Schere und Zwirnsfaden beiseite legen und den grauen Rock anziehen müssen. Dann kam der Krieg. Kein Feldzug, den Walter Schneider nicht mitgemacht hat. Als Feldwebel der Fallschirmjäger kam er 1944 im April in russische Gefangenschaft. Mehr als neun Jahre — dann ließen sie ihn nach Hause.

daß diese Männer und auch ihre Kollegen, die heute nicht mehr an der Zusammenkunft teilnehmen könnten, das Werk errichtet hätten, an dem wir heute weiterbauten. Man solle sich doch nicht vorstellen, daß neue Kräfte von Grund auf Neues schaffen und gestalten würden. Sie könnten immer nur an das Vergangene anknüpfen und es weiterführen und weiter ausbauen.

Von den Rheinrohr-Pensionären nahmen an der Zusammenkunft teil: Heinrich Friche, Wilhelm Lückert, Friedrich Seeger, Friedrich Denkhäus, Arnold Krum-scheidt, Wilhelm Möllenhoff, Heinrich Bleichhardt, Johann Salz und der inzwischen verstorbene Georg Auberg.



Die Stadt Mülheim bereitet Walter Schneider und Edith Hoepfner zusammen mit sieben andern Spätheimkehrern am 16. Juli 1954 in der Stadhalle einen festlichen Empfang. Der Händedruck von Oberbürgermeister Thöne war fast ein verfrühter Hochzeitsegelwünsch; denn einen Tag später traten Walter und Edith vor den Traualtar.

Bei „Rheinrohr“ hat er eine neue Existenz gefunden. Als Schaltwärter im elektrischen Betrieb, wo er viele Schalter bedienen und die Uhren ständig kontrollieren muß. Es ist für ihn ein neues Beginnen. Und er ist überzeugt, daß er der großen Rheinrohr-Betriebsgemeinschaft noch lange angehören wird. Weil es ihm hier gefällt.

H. H., Mülheim

Feuerwehr ehrte Wilh. Kramper

Oberbrandmeister Wilhelm Kramper, der Leiter der Mülheimer Werksfeuer-



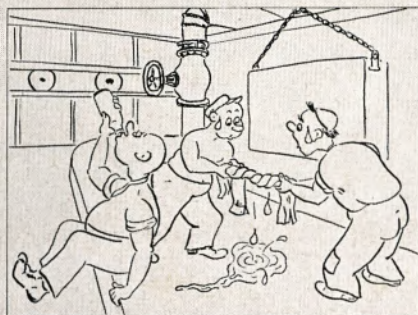
Wilhelm Kramper (links) und Anton Weyers

wehr, vollendete am 2. Ostertag sein 65. Lebensjahr. Zwei Tage später, am 13. April, stand er im Mittelpunkt einer Ehrung durch seine Feuerwehrkollegen. Im Schulungsraum war auf einer großen Tafel ein Glückwunsch gemalt, und Lorbeerblätter umrahmten den Gabentisch. Wilhelm Kramper begann 1934 als Anwärter bei der Werksfeuerwehr. Er erhielt seine Ausbildung noch an der Handpumpe. Besonders lebhaft sind ihm die Einsätze während des Krieges in Erinnerung. Er freut sich schon jetzt auf das 60jährige Bestehen der Werksfeuerwehr im nächsten Jahr.





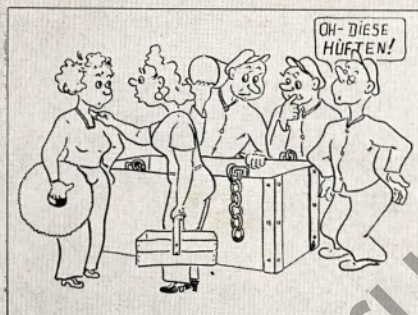
MIT
DER
RHEINROHR-
BRILLE



Bei den Ofenleuten wirkt sich die
Frühjahrssonne zuerst und am stärksten aus.



Die Nachtschicht ist im Frühjahr sehr unbeliebt —
besonders bei den jüngeren Jahrgängen!



„Im Winter spürte man kaum einen Blick.
Im Frühling aber sind sie rein aus dem Häuschen.“



Die Frühjahrsmüdigkeit fordern aber auch
ihren Tribut. „Schattenseiten!“ meinte einer.



„Mensch, gib acht! Ein erster Frühlingsgruß!“
Harte „Nachschübler“ werden dabei weich.

Die Firma Rhein-Plastic-Rohr stellte auf der diesjährigen Technischen Messe in Hannover vom 24. 4. bis 3. 5. 1955 zum erstenmal ihre Erzeugnisse aus. Sie nahm mit ihren längeren Polyäthylenrohren, den kurzen Georg-Fischer-Verbindungen und den Polyvinylchloridrohren zwei große Wände des Standes der Rheinischen Gummi- und Celluloidfabrik, Mannheim, ein. Vor dem Stand waren drei Polyäthylenrohre bis zu drei Zoll aufgestellt.

„Ein lebendiges Bild toter Materie“ schrieb das finnische Blatt „Hufvudstadsbladet“ zu den beiden Rheinrohr-Lehrfilmen „Geschweißte Stahlrohre“ und „Nahtlose Stahlrohre“. Direktor Geue führte sie vom 9. bis 12. Februar in Helsinki (Finnland) Professoren und Studenten der Technischen Hochschule sowie führenden Persönlichkeiten der gesamten finnischen eisenverarbeitenden Industrie und des finnischen Eisen- und Röhrengroßhandels vor. Die technische Hochschule hat Kopien dieser Filme angefordert.

Alle Erwartungen übertraf in Linden die Auszahlung der letzten Weihnachtsgratifikation. Erstmals waren die Rentner mit einem Betrag von 50 DM daran beteiligt. Ein schriftlicher Weihnachts- und Neujahrsgruß sowie die Einladung zur Weihnachtsfeier der Lindener Eisen- und Stahlwerke zeigte ihnen, daß man sie nicht vergessen hat.

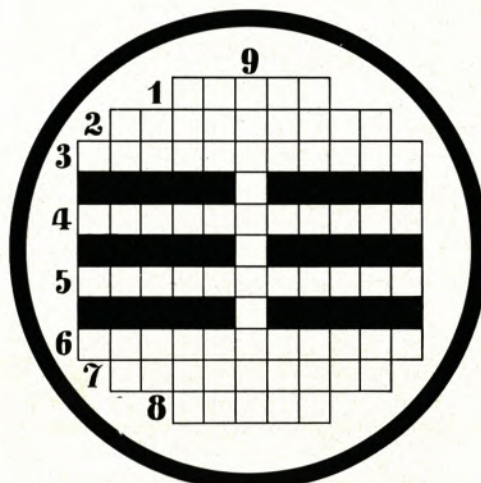
300 000 DM erhalten 3026 Pensionäre jeden Monat von den Rheinischen Röhrenwerken. Die Werksangehörigen haben auf die Pension einen Rechtsanspruch. Seit Einführung der neuen Pensionsordnung am 1. Oktober 1952 wurden bedeutende Rückstellungen zur Sicherung der Zahlungen gemacht, die von den arbeitenden Kollegen aufgebracht werden müssen.

Ein umfangreiches Programm für 1955 hat sich das Werksorchester der Rheinische Röhrenwerke AG. gesetzt. Am 2. April spielte es zur Jubilarenehrung der Gewerkschaft im Kurhaus Raffelberg. Es fehlte auch nicht bei der feierlichen Lossprechung der kaufmännischen und gewerblichen Lehrlinge am 24. April im Mülheimer Handels-hof. Zu Pfingsten findet das fast schon traditionelle große Pfingstkonzert in Bigge statt. Im Juni werden in Dinslaken zwei Musikstücke uraufgeführt. Geplant ist ferner ein Konzert in Amsterdam.

Der Thyssensche Männerchor 1878 veranstaltet unter Mitwirkung von Peter Walter, Opernhaus Essen, am 7. Mai im Altenhof, Mülheim, ein Frühjahrskonzert. Am 11. und 12. Juni geht er auf Einladung des befreundeten Sängerkchors der Kugelfischer-Werke auf Konzertreise nach Schweinfurt, und am 30. Oktober gibt er aus Anlaß des 25jährigen Jubiläums seines Dirigenten Willy Giesen zusammen mit dessen anderen fünf Chören im Gelsenkirchener Hans-Sachs-Haus ein festliches Chorkonzert mit Uraufführungen namhafter Komponisten.

Rheinrohr-Silbenrätsel

Aus den Silben: ben — del — e — ei — fel — fen — gur — her — huet — le — muf — nie — rauch — rohr — schrau — si — stel — stahl — te — ten — werk sind in die Zeilen 1 bis 8 Worte nachstehender Bedeutung einzusetzen:



1. Heimat eines Gründers unseres Werkes, 2. Rheinrohr-Sicromalerzeugnisse, 3. Erzeugnis des Röhrenwalzwerkes, 4. Lieferant der Halbzeuge, 5. gummigedichtete Rohrverbindungen, 6. legierter Stahl, 7. Rheinrohr-Erholungsheim, 8. Rheinrohr-Sicromalerzeugnis.

Bei richtiger Lösung und richtiger Verteilung der Buchstaben A — N — N in die Leerfelder der waagerechten Balken ergibt die Senkrechte 9 ein weiteres Rheinrohr-Erzeugnis.

Auflösung des Zahlenrätsels aus Nr. 9

1. Bilderbuch, 2. Abtei, 3. Urne, 4. Molotow, 5. Gerste, 6. Ader, 7. Rodel, 8. Donai, 9. Truman, 10. Schleswig: Baumgardt, Schiewerling.

Lösung des Schachproblems Nr. 1 — Cheron: 1. Tc4, a6; 2. Tc3! Kxa 5; 3. Tb3 matt. Oder 1...Ka6; 2. Tb4 Kxa5; 3. Tb6 matt.



„Kollegen unter sich“ könnte man diese Aufnahme betiteln. Heinrich Wittenberg feiert sein goldenes Arbeitsjubiläum im Kreise seiner Pfortnerkollegen. Von links nach rechts: Heinrich Smeten, Richard Lein, der Jubilar Heinrich Wittenberg und Wilhelm Simon. Die Gäste waren baß erstaunt, den Jubilar auch an seinem Ehrentag aus seinem „Doppeldecker“ essen zu sehen. „Ja“, meinte

Heinrich Wittenberg verschmitzt, „wenn ich 50 Jahre daraus gegessen habe, dann sehe ich nicht ein, warum ich es heute nicht auch tun soll.“ Dieser Logik konnte sich dann keiner verschließen.

Heinrich Wittenberg, geboren am 10. November 1888, ist nun schon seit elf Jahren beim Werkschutz. Vorher war er in der Rohrbearbeitung und im Röhrenwalzwerk beschäftigt.

40 Jahre im Dienst

WERKSGRUPPE MÜLHEIM

Speckbrück, Heinrich, Versand
Dörnenburg, Karl, BSt/AV
Ahrenfeld, Wilhelm, Masch.-Abt. II
Vogten, Johann, Stahlwerk
Antoniak, Gustav, Blechwalzwerk
Gohla, Otto, Röhrenwerk
Delveaux, Bernhard, RW-Verladung

WERKSGRUPPE DÜSSELDORF

Finger, Josef, Post und Registratur
Klinkhammer, Richard, Rw. IV, Sped.
Aufermann, Johann, Rw. IV, Walzw.

Goldene Hochzeit feierten

Ehepaar Caspar Malot, Mülheim,
am 4. 2. 1955

Ehepaar Nicolaus Geden, Mülheim,
am 25. 2. 1955

Unter der 8939 Mann starken Belegschaft des Mülheimer Werks gibt es allein 2367 Betriebsangehörige, die seit mehr als 25 Jahren bei Rheinrohr beschäftigt sind.

58 Werksangehörige, die in der Zeit von Juli bis Dezember 1954 ihr 50-, 40- und 25jähriges Dienstjubiläum erreicht hatten, wurden am 3. Februar in der Werkskantine durch Dir. Schiewerling, Dir. Dr. Baumgardt und Betriebsratsmitglied Kastir in einer Feierstunde geehrt.



Er ist mit 90 unser Senior

Eine Umfrage hat bisher ergeben: Wilhelm Goeddaeus aus Mülheim, geboren am 2. Mai 1864, ist der älteste lebende Rheinrohr-Angehörige. Am 1. Mai 1881 trat er ins Werk ein und arbeitete 24 Jahre lang im Blechwerk, später im Preß- und dann im Eisenwerk. Nach längerer Invalidität kam er vom 11.3.1921 bis 31.5.1937 als Hausmeister in das Thyssen-Kasino.

In der Zeit vom 1. Januar bis 28. Februar 1955 verunglückten tödlich oder starben folgende Mitarbeiter:

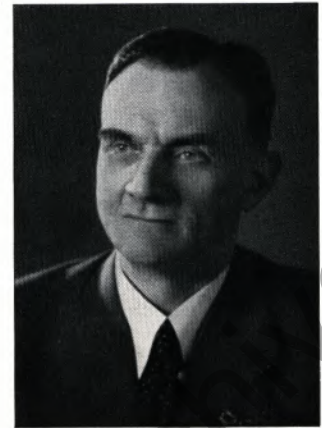
Werksgruppe Mülheim:	Herm. Nottelmann, Preßwerk
Heinrich Wagener, Stahlbau	Werksgruppe Düsseldorf:
Friedr. Sicken, Elektrokarren	Herm. Holzschneider, Werksch.
Josef Nie, Elektrokarren	K. Schneider, Rw. III, Adj.
Otto Schumacher, Blechwerk	Franz Arbeiter, Masch.-Betrieb
Otto Gohla, Röhrenwerk	Josef Lücking, Sicromalabt.
Herm. Bischhaus, M.-u.Hbetr.	Friedrich Reichelt, Immigrath

Wir bewahren ihnen ein ehrendes Andenken.

MIT 70 NOCH HOCH ZU ROSS

Noch mit 70 Jahren steigt der langjährige technische Leiter der Fittingswerke, Betriebsdirektor O. Reifurth, aufs Pferd. Das Interesse für Pferde erhielt Direktor Reifurth, der am 29. März sein 7. Lebensjahrzehnt vollendete, jung.

Otto Reifurth kam im Jahre 1923 als Oberingenieur von den Westfalen-Stahlwerken in Bochum nach Immigrath. Bei Gründung der Vereinigte Stahlwerke AG. wurde ihm die Leitung der Fittingswerke Lierenfeld, Immigrath und Urft in der Eifel übertragen. Bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1948 hatte er diese Stellung inne. Sein besonderes Verdienst sind zahlreiche neue Arbeitsmethoden und -vorgänge bei fast allen Produktionsteilen. Schon seit Jahren übt er eine ehrenamtliche Tätigkeit als Vorsitzender des Prüfungsausschusses bei der Industrie- und Handelskammer



in Opladen aus und hat sie bis zum heutigen Tage beibehalten. Seine früheren Mitarbeiter werden sich sicherlich mit Freude an die vergangenen gemeinsamen Arbeitsjahre erinnern und sich unserer Gratulation zum Geburtstag mit den besten Wünschen für noch viele frohe und gesunde Lebensjahre anschließen.
H. W., Düsseldorf

Aus dem Mülheimer Betriebsrat ausgeschieden . . .

sind wegen Erreichung der Altersgrenze: Philipp Thomas, Heinrich Lenz und Heinrich Oesterwind. Philipp Thomas war der bisherige stellv. Vorsitzende des Betriebsrats. Seit 43 Jahren setzte er sich im Werk als Mitglied des Angestellten- und späteren Betriebsrates für die Werksangehörigen ein. Seine Arbeit fand im Pensionsausschuß befriedigende Abrundung. — Bereits vor dem Krieg war Heinrich Lenz als Schrift-

führer des Betriebsrats tätig. Nach 1945 bekleidete er vorübergehend das Amt des Vorsitzenden und war Mitglied des Aufsichtsrats. In der letzten Zeit konzentrierte er sich auf die Mitarbeit im Wohnungswesen. — Als alter Mülheimer kennt Heinrich Oesterwind die Verhältnisse wie kaum ein anderer. Er gehörte lange dem Betriebsrat an und setzte sich trotz einer körperlichen Behinderung stark für die Belegschaft ein.

Jubilarenverein Thyssenscher Werksangehöriger bleibt aktiv

Seit Kriegsbeginn konnte der Jubilarenverein Thyssenscher Werksangehöriger, Mülheim (Ruhr), keine Versammlung mehr abhalten. Allen 1640 Mitgliedern berichtet die Werkzeitung: Das Jahr 1954 schloß

ab mit einem Bestand von 1290,49 DM bei 17250,70 DM Einnahmen und 15959,91 DM Ausgaben. Die Kassenprüfung ergab keine Beanstandungen. 66 Mitglieder bzw. deren Ehegatten schieden durch Tod aus. 7 Austritte und 46 Neuaufnahmen erfolgten.

Ein Sterbegeld in Höhe von 40 DM wurde in 74 Fällen gezahlt. Weihnachtsgeld im Gesamtbetrag von 1800 DM bekamen diejenigen Vereinsmitglieder, die sonst von keiner anderen Seite eine Zuwendung erhielten. 10 Mitglieder feierten ihre goldene Hochzeit, 9 vollendeten ihr 80. und 2 ihr 90. Lebensjahr. Ihnen allen machte der Verein ein Geldgeschenk.

Nach 5 Jahren

sah Stocher Hubert Oberdieck

seinen Sohn

in den USA wieder

Jeden Tag gab es etwas Neues zu sehen

Hubert Oberdieck, Stocher aus dem Mülheimer Pilgerwalzwerk II, schlägt am Pier 88 im Hafen von Bremerhaven seinen Mantelkragen hoch. Hier an der See weht eine andere Luft als an der Walzenstraße. Das Dröhnen der Walzen, die Glut der Rohrluppen — er vermißt es hier nicht. So viel neue Eindrücke stürmen auf ihn ein. Zweieinhalb Monate Urlaub, zwei Fahrten über den „großen Teich“ und ein Amerikaaufenthalt bis Anfang April liegen vor ihm. Sein Sohn Wilhelm, der während der Kriegsgefangenschaft in den USA Freunde gefunden hatte, ging nach seiner Entlassung wieder nach Amerika und lebt jetzt hier seit fünf Jahren als Verwalter einer Obstfarm, fühlt sich wohl und hat noch kein Heimweh gehabt. Vielleicht deswegen, weil er vor der Übersiedlung ein Mädchen vom Niederrhein heiratete, inzwischen eine kleine Tochter hat und weil es ihm wirtschaftlich blendend geht. Zum erstenmal sah Hubert Oberdieck die See, erlebte den einmaligen Eindruck, bei der Überfahrt auf dem griechischen 23 000-t-Dampfer „Olympia“ nichts anderes als nur Wasser zu sehen. Dabei war die Atlantikfahrt kein reines Vergnügen. „90% der Passagiere waren seekrank, ich aber nicht“, lacht der Mülheimer jetzt, Monate später, als er wieder glücklich zu Hause ist. „Eines Sonntags waren sogar von achthundert Passagieren nur sechs im Speisesaal.“ Hubert Oberdieck schmunzelt: „Ich hab' allerdings keine einzige Mahlzeit überschlagen.“ Neun Tage dauerte die Überfahrt. Langeweile hatte der unternehmungslustige Stocher des Pilgerwalzwerks nicht. Kino, Musik, Tanz — Abwechslung gab es genug. Ja, sogar eine zünftige Skatrunde hatte sich zusammengefunden, und beim „Kontra“ und „Re“ bemerkte man kaum, daß draußen Schneestürme über das Deck brausten.

Am 5. April war Hubert Oberdieck noch unterwegs von Amerika nach Mülheim. Am 6. April stand er schon wieder an seinem gewohnten Platz am Wärmeofen im Pilgerwalzwerk II



Diese Silhouette der Wolkenkratzer von Manhattan, ein Wahrzeichen von New York, beeindruckte Hubert Oberdieck so sehr, daß er seinen Aufenthalt in den USA nie vergessen wird

New York. Einfahrt in den Hafen, an der riesigen Freiheitsstatue vorbei, der erste Blick auf die himmelstürmenden Wolkenkratzer. „Ich konnte nichts mehr sagen, so überwältigt war ich“, bekennt Hubert Oberdieck. Dann der schönste Augenblick während der ganzen Fahrt: die Familie seines Sohnes stand am Pier und empfing den Weltreisenden. Beim anschließenden Bummel durch die größte Stadt der Welt stürmten die neuen Eindrücke nur so auf ihn ein: das Empire State Building mit 450 m Höhe bei 102 Stockwerken; Macy, das größte Kaufhaus überhaupt; die Washington-Brücke, das Chinaviertel. Man kann gar nicht alles aufzählen.

Am nächsten Tag ging es weiter über eine hochmoderne Straße mit acht (!) Fahrbahnen nach Baltimore mit seinen bekannten Negervierteln, dann nach Washington, der Hauptstadt des Landes. Das „Weiße Haus“ mußte natürlich besichtigt werden. Präsident Eisenhower war gerade zum Wochenendurlaub in Georgia. Weiter ging es zum Süden bis fast nach Florida, durch Virginia, das Tabak- und Baumwolland, an armseligen Negerbehausungen vorbei, die einen krassen Gegensatz zur Eleganz der großen Städte bildeten. Dann bog Wilhelm Oberdieck mit seinem schweren Chrysler ab nach Westen und fuhr die Golfküste entlang durch Panama City, und in Vicksburg ging es über den Mississippi, von hier aus dann in gerader Linie nach Nebraska City, wo es kräftig geschneit hatte. Insgesamt 3706 Meilen = rd. 6000 Kilometer, die mit dem Auto zurückgelegt wurden.

Hubert Oberdieck fand kaum Zeit, an Mülheim zu denken, an die Frage, ob er seinen Wärmeofen mit Öl oder mit Kohlenstaub und Zusatzgas stochen soll.

Jeden Tag gab es etwas Neues, etwas anderes zu sehen. Die lange Fahrt auf der Straße ließ den Mülheimer Röhrenwerker schnell den grundlegenden Unterschied zwischen deutschem und amerikanischem Verkehr erkennen. Am meisten imponierten ihm die modernen, breiten Straßen mit teilweise vier Fahrbahnen in einer Richtung. Und die Autos. Regelrechte Straßenkreuzer, die sich in mancher Mülheimer Altstadtstraße hoffnungslos festfahren würden. In den acht Wochen seines Aufenthaltes sah er nur drei Motorräder. Dafür aber um so mehr Autos. Hubert Oberdieck, der sich sehr genau umgesehen hat und auch



den Lebensstandard der Amerikaner eingehend studierte, soweit das während seines Aufenthaltes geschehen konnte, erläuterte: „Daß der Unterschied im Lebensstandard so bedeutend ist, hätte ich nie geglaubt. Man kauft drüben sehr viel auf Abzahlung. Wer bar bezahlt, überrascht direkt. Auf Raten gehen: Autos, Fernsehapparate, Kühlschränke, ja ganze Häuser. Dadurch hat sich auch der einfache Arbeiter ein hochmodernes Heim geschaffen, aber er ist wegen der Raten auch stark verschuldet. Und es warten die Arbeitnehmer in Amerika genauso auf den Lohn tag wie die bei den Rheinischen Röhrenwerken. Man steht sich drüben besser, aber wenn man sich dem dortigen Leben anpassen will, hat man auch mehr nötig.“ So anschaulich und ehrlich begeistert der Erzähler auch ist, eine Einschränkung glaubt er machen zu müssen: „Auch in Amerika wird nichts verschenkt. In vielen Fällen müssen alle Familienmitglieder mitarbeiten, um einen hohen Lebensstandard zu erreichen und zu halten.“

Überrascht wurde Hubert Oberdieck von der Gastfreundschaft im „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“. Überall wurde er als Deutscher herzlich aufgenommen und sehr entgegenkommend behandelt. Zwar war die Verständigung nicht immer einfach, aber sein Sohn Wilhelm war ein prächtiger Dolmetscher. Hubert Oberdieck nutzte die Gelegenheit, viel mit amerikanischen Familien in Berührung zu kommen. Er stellte fest, daß sich dort das Familienleben in viel stärkerem Maße zu Hause abspielt als in Deutschland, das doch allgemein bekannt ist für seine Häuslichkeit. Der deutsche Gast führte das auf die große Zahl der Fernsehapparate und das Fehlen der gemütlichen Lokale zurück, die in Deutschland überall zu finden sind.

Trotz aller Ansprüche des Amerikaners sei allerdings seine Kleidung zwar farbenreicher, aber nicht so individuell wie bei uns. Beeindruckt war Oberdieck von dem viel freieren Auftreten der Amerikaner ganz allgemein und von dem offenen, frischen Ton, der zwischen ihnen herrschte, auch wenn es sich um Vorgesetzte und Untergebene handelte. Das konnte er beispielsweise in einer Konservenfabrik in Nebraska City, dem Wohnort seines Sohnes, beobachten. Vom Obst bis zur fertigen Konserve ging hier die Produktion. Die weitgehende Mechanisierung des Betriebes ermöglichte eine Leistung von tausend Büchsen pro Minute. Sonst besuchte der Mülheimer Rheinrohrwerker allerdings kein Industriewerk. Dafür aber interessierte er sich für soziale Fragen. „Die Altersversorgung ist geklärt, aber die Krankenversicherung der Familienangehörigen muß noch erst geregelt werden“, stellte er fest.

„Am Tag der Abreise bot mir mein Sohn noch einmal an, drüben zu bleiben, aber ich kann mich von Mülheim nicht so recht losreißen. Außerdem hänge ich auch sehr an der Firma, bei der ich schon seit 36 Jahren arbeite.“ Vielleicht denkt der jetzt Fünfundfünfzigjährige, der übrigens am 28. März auf hoher See seinen Geburtstag feierte, nach seiner Pensionierung an eine Übersiedlung.

Am 5. April kehrte Hubert Oberdieck nach Mülheim zurück, am 6. stand er schon wieder an seinem Ofen. Ein Zeichen dafür, daß er die diesmal ruhige Seefahrt bei der Heimreise gut überstanden hatte. Selten ging er so gern an seine gewohnte Arbeit. Lagen doch Ferien hinter ihm, in denen er nach fünf Jahren zum ersten Male seinen Sohn wiedersah. Dies war für ihn um so bedeutungsvoller, als vor zwei Jahren seine Frau starb und Hubert Oberdieck jetzt ganz alleinsteht. Die Werksleitung hatte Verständnis. Sie ermöglichte es ihm, sich den Urlaub aus den letzten beiden Jahren zusammenzusparen und außerdem noch unbezahlten Urlaub zu nehmen.

Viele Fotos brachte der Überseefahrer mit und muß sie nun überall zeigen. Und sein Kommentar dazu lautet: „Zwei Wochen Amerika erleben ist mehr als 1000 Bilder davon betrachten und 10 000 Worte darüber hören!“

Rolf Dahlheim, Mülheim

Und noch:

Kritik und Selbstkritik

„Klappern gehört zum Handwerk.“ So schrieb ein Werksangehöriger auf seine blaue Karte und sprach damit die Bemühungen der Werkzeitung, die Wünsche und Meinungen ihrer Leserinnen und Leser kennenzulernen und auszuwerten, an. Vielleicht hat er nicht unrecht. Wer hier in unseren lärmenden Betrieben gehört werden will, soll ruhig einmal zur Klapper greifen, besonders dann, wenn es nicht zu eigenem Lob und Ruhm geschieht. Es geht ganz einfach darum, daß unsere Werkzeitung eine „Zeitung für alle von allen“ sein will und soll. Die Redaktion ist nicht „alle“. Sie muß daher auf den verschiedensten Wegen versuchen, „alle“ zu erfassen, um die Ansicht möglichst vieler zu erfahren.

Heute wollen wir Ihnen so etwas wie einen Rechenschaftsbericht geben, d. h., wir wollen Ihnen sagen, was mit Ihren blauen Karten, also mit Ihren Anregungen, Wünschen, Kritiken usw., geschehen ist. Von den insgesamt 5262 Zuschriften wünschen über 20 %, die Werkzeitung möge monatlich erscheinen oder zumindest umfangreicher werden. „Meine Frau wünscht sich einen geringeren, der Werkzeitung aber einen größeren Umfang“, schreibt ein Witzbold, dessen Namen wir mit Rücksicht auf die schuldige Höflichkeit Frauen gegenüber hier lieber nicht nennen wollen. Nun, darauf ist zu entgegnen, daß eine Zeitung auch eine Kostenfrage ist, die, wie jede größere „Anschaffung“, wohl überlegt und durchdacht sein will. Im Augenblick sieht es noch nicht so aus, als könnten wir diesem meist geäußerten Wunsch nachkommen. 15 % möchten mehr Kurzgeschichten und Erzählungen, auch nicht werksbezogener Art. Dieser Wunsch ist verständlich. Die Werkzeitung soll auch der Entspannung und Unterhaltung dienen, und Geschichten aus dem Werk sind da nicht immer das Gegebene. Sicher werden diese Leserinnen und Leser an unseren letzten beiden Heften festgestellt haben, daß sich da „etwas getan“ hat. Erinnert sei nur an unsere Weihnachtsgeschichte „Zwölftausend und ein Tannenzweig“, an den „Advents-Expres für Vater und Sohn“, „Von einem, der Gutes tun wollte“ und unsere Reihe der prämierten Erlebnisberichte.

An dritter Stelle folgt mit etwa 12 % die Anregung, noch mehr über die einzelnen Betriebe und Abteilungen zu berichten, um so das Werk besser kennenzulernen. Die eigene Arbeitsstelle ist jedem hinlänglich bekannt. Aber was im Nebenbetrieb geschieht, das interessiert doch auch. Wir beginnen daher in diesem Heft mit einer „Werksbesichtigung für alle“, die etwas Licht in dieses Dunkel bringen und alle Betriebe und Abteilungen einmal zu Wort kommen lassen soll. Ungefähr 10 % machen die Zuschriften aus, die die Bekanntmachung von Geburten, Todesfällen, Hochzeiten und Ehrungen wünschen. Bei einer Belegschaft von insgesamt 15 000 und bei 3000 Pensionären ist das mit Schwierigkeiten verbunden, und zwar einmal hinsichtlich der Erfassung und zum zweiten in bezug auf den Platz, den diese Mitteilungen einnehmen würden. Sie würden allein Seiten füllen. Nach vielen Verhandlungen ist jetzt beschlossen worden, Todesfälle in der Belegschaft, 40- und 50jährige Jubiläen und goldene Hochzeiten jeweils zu veröffentlichen. Die Zahl derer, die einen Fortsetzungsroman in der Werkzeitung sehen möchten, beträgt etwa 5 %. Wenn wir einmal annehmen wollen, daß sich solch ein Roman in nur 25 bis 30 Fortsetzungen zergliedert, dann hätten wir bei dem zweimonatlichen Erscheinen unserer Werkzeitung fünf Jahre an einem Roman zu lesen. Sicher wird das auch den Geduldigsten unter uns etwas zu lange dauern. Ebenso viele Zuschriften schlagen ausführlichere Berichte über Verbesserungsvorschläge sowie mehr Abwechslung in unserer Rätselcke vor. Beide Anregungen sind von der Redaktion aufgegriffen worden. Sicher haben Sie im letzten Heft die Schachaufgabe nicht übersehen, und in dieser Ausgabe beginnt die Diskussion über das betriebliche Vorschlagswesen.

Auf Ihren Wunsch wurden auch Rohrwalter und Blechkarl von ihrem Platz verdrängt und statt dessen die heitere Sammlung „Weißt du noch?“ vergrößert und den Reiseberichten ein Platz angewiesen. „Bilder, Bilder, Bilder...“, schreiben andere wiederum.

Es ist klar: wo viele Menschen etwas sagen, gibt es auch viele Meinungen und Wünsche. „Einem jeden recht getan, ist eine Kunst, die niemand kann“, heißt es nicht ganz zu Unrecht. Wir haben uns daher beschränken müssen auf die Anregungen und Vorschläge, die die meisten Stimmen unserer Werksangehörigen auf sich vereinigen.



Dietrich Brillo beim Schleifen an einer Kesseltrommel

Höllenglärm macht ihnen nichts aus

Arbeitsamt meistert mit Rheinrohr ein schwieriges Problem —
NWDR-Reporter Jesse staunt über die Arbeit Gehörloser

„Da dröhnt einem ja der ganze Schädel bei einem solchen Lärm“, meinte N W D R - Funkberichter Hans Jesse, als er die große Halle des Schweißwerkes in Mülheim verließ. Er hatte die Männer, die als Gehörlose heute wieder vollwertig in den Arbeitsprozeß eingeschaltet sind, an ihren Arbeitsplätzen besucht, um sich persönlich von dem Lärm zu über-

zeugen, den er als Untermalung in seiner Reportage bringen wollte. Eine riesige Werkhalle. Mächtige Kessel, Masten und sonstige Hohlkörper aller Art, aller Größen und aller Wandstärken werden hier bearbeitet. Sie sind geschweißt worden. Und Preßluftschlämmer und Schleifmaschinen sind in Aktion, um ihnen Schliff und Ansehen zu geben. Die Hohlkörper verstärken das Rattern der Hämmer und Maschinen in diesem Höllenglärm. Lächelnd und völlig unberührt von diesem Getöse stehen hier die Menschen an ihren Arbeitsstellen.

Hans Jesse, der mit Direktor Schiewerling, dem Leiter des Arbeitsamtes, Dr. Jütting, Oberingenieur Schnitzler von den Eisenwerken Mülheim/Meiderich und Oberingenieur Weller bei der Besichtigung des Schweißwerkes staunend erfahren hatte, daß man hier mit Erfolg seit zwei Jahren Gehörlose als Facharbeiter einsetzt, freute sich darüber, daß er mit seiner Reportage seinen Hörern im Rundfunk von dem Wert dieses kühnen Versuches einiger beherzter Männer in der Industrie berichten konnte. „Wir beschäftigen uns schon seit Jahren mit dem Problem, Gehörlose unterzubringen“, erklärte Oberregierungsrat Dr. Jütting. „Im Jahre 1952 traten wir an die beiden größten Mülheimer Werke heran und fanden für unsere Pläne Verständnis und Unterstützung. Beide, die Röhrenwerke und die Eisenwerke, stellten je eine kleine

Gruppe Gehörloser ein. Sie erwiesen sich als willig und fleißig und meisterten ihre Aufgaben mit großem Geschick!“ — „Dieser Erfolg ermutigte uns sehr“, führte Direktor Schiewerling aus, „und wir stellten bald weitere Gehörlose ein. Insgesamt haben wir im Schweißwerk und in anderen Lärmbetrieben heute 21 Gehörlose eingesetzt, und wir können feststellen, daß die Zufriedenheit mit dem Arbeitsplatz vollwertige Leistungen ergab. Die Gehörlosen haben unsere Erwartungen voll und ganz erfüllt.“ — „Auch wir“, so meinte

Oberingenieur Schnitzler (links) bestätigt vor dem Mikrophon die gute Arbeitsleistung Gehörloser. Neben ihm Dr. Jütting, Franz Müller und Hans Jesse



Oberingenieur Schnitzler von den Eisenwerken Mülheim/Meiderich, „sind mit den elf Gehörlosen, die wir bisher beschäftigen, sehr zufrieden und beabsichtigen, in nächster Zeit noch weitere einzustellen.“

Das war der Tenor des Gesprächs, das NWDR-Reporter Hans Jesse in einem improvisierten Studio im Schweißwerk unseres Mülheimer Betriebes leitete. Und als er den Gehörlosen Franz Müller fragte, wie ihm seine Arbeit hier bei Rheinrohr gefalle, antwortete dieser mit mühsam geformten Worten: „Gut... sehr gut.“ Er hatte den Sinn des Satzes vorher vom Munde des sehr deutlich fragenden Reporters abgesehen. Er ist taubstumm wie seine Kollegen. Das Angebot des Arbeitsamtes, bei Rheinrohr anzufangen, brachte ihm und seiner Familie wie vielen anderen Gehörlosen ein gesichertes Arbeitsfeld mit vollem Lohn im Schweißwerk.

Mit warmer Stimme sprach Hans Jesse die Schlußfolgerung seines Besuches in Mülheim ins Mikrophon: „Hier hat der vielbekämpfte Lärm einmal etwas Gutes getan; denn für die Gehörlosen ist ein Arbeitsbereich gefunden worden, in dem Lärm nicht als bedrückende Last empfunden wird, sondern mit dazu beiträgt, Arbeitsfreude zu bringen und neuen Lebensmut zu wecken und zu stärken.“ Ed. Gerlach

Einige Monate liegt der Wettbewerb „Wer knipst das schönste Bild, wer schreibt den schönsten Erlebnisbericht, wer malt, zeichnet, schnitzt mit Erfolg?“ nun schon zurück. Aber er zieht noch immer seine Kreise. Am 2. Februar kamen z. B. 23 Arbeiter und Angestellte des Mülheimer Werks, die sich durch ihre Arbeiten ausgezeichnet hatten, auf Einladung von Direktor Schiewerling im Kasino zusammen, um sich bei Kaffee und Kuchen kennenzulernen, ihre Erfahrungen auszutauschen und eine geplante große Ausstellung aller künstlerisch tätigen Werksangehörigen vorbereiten zu

helfen. Dabei bildeten sich drei freiwillige Arbeitsgemeinschaften: unter der Leitung von Hans Bartl und Heinz Hesselmann eine Fotogemeinschaft, auf die die fotografische Abteilung ein Auge zu halten versprochen hat, ferner eine Arbeitsgemeinschaft für bildende Kunst mit Rudi van Rienen und Ernst Pickhardt an der Spitze sowie eine Gruppe der „Schreiberlinge“, der kommenden Journalisten, Schriftsteller, Dichter, unter der Patenschaft von Wilhelm Dahlmann, und Redakteur Gerlach,





Die drei Schlosser Görtz, Erlinghagen und Wehner (von l. nach r.) bei der Montage am Reeler II der neuen Straße I im RW III, Düsseldorf



Direktor Schiewerling begrüßt Mitglieder des Betriebsrats von Phoenix, die am 8. März die Anlagen unseres Mülheimer Werks besichtigten



Nach Monaten konnte die erste Mülheimer Rheinrohr-Siedlung in der Tiegelstraße bezogen werden. Fünf Siedlerwohnungen sind schon fertig



Die Düsseldorfer „Röhrengarde von 1950“ veranstaltete zum fünfjährigen Bestehen mit Präsident A. Brandt eine närrische Sitzung
*
40 Studenten der TH Aachen besuchten im Februar Werk Mülheim



Am 18. Febr. waren die Thyssen-Veteranen H. Bleichhardt, E. Lindenberg, K. Idel und H. Mohr (v. l. nach r.) mit Direktor Dr. Baumgardt im Kasino. Ein Magnetophonband hielt ihr Gespräch als „Werksgeschichte“ fest



Sämtliche Rheinrohr-Betriebe wählen inzwischen ihren Betriebsrat neu. Unser Fotograf nahm bei seinem Gang zur Wahlurne die Kamera mit



Einen Farbfilm über induktive Erwärmung hat Dr. Hörmann gedreht. Im März führte er ihn interessierten Mülheimer Werksangehörigen vor



16 Abiturienten des Mülheimer Gymnasiums vertauschten am 16. März bei einer Werksführung für einige Stunden Schulbank mit Röhrenwerk
*
Wuppertaler Richter und Anwälte waren am 2. Februar in Mülheim





Steigungsprüfer Modell 3
Ableseung 0.01%
Nr. 513